Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

<3670055837001 1

Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem ...n. 2 Bände.
...und sein Erbe. Von Hans
...erz. Von Charles Reade. ...nglischen.
...on Hector Mal... ...ischen
...im. Von W. E. Nor... ...em Englischen.
...Heinrich Sienkiewicz.
...il. Von Léon de Tin... dem Französischen.
...ot. Von Hugh Conway. ...nglischen. 2 Bände.
... Monach. Von Robert ...res. Aus dem Französischen.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst von Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. A. d. Italien.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bde.
Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus d. Italien.
Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wills. Aus dem Englischen.
Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Murray. Aus dem Engl.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Sechster Jahrgang. Band 22.

Achtung Schildwache!

Terno secco.

Von

Mathilde Serão.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen
von
Anna Dulk.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1890.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Achtung Schildwache!

Erstes Kapitel.

Die neapolitanische Landschaft hatte unter den sengenden Strahlen der Augustsonne während der hellen, heißen Nachmittagsstunden lange in einsamem, regungslosem Schweigen geschlummert. Kein menschlicher Schatten war in der langen Mittagsruhe, von zwölf bis vier Uhr, auf der weiten, grünen Ebene der Bagnoli aufgetaucht oder verschwunden; nicht einen Wagen, nicht einen Karren sah man auf der breiten weiten Straße links, die vom Posilipp her an dem letzten grasbewachsenen Abhang jenes Hügels hinläuft, der zugleich ein Vorgebirge ist ... auf jener breiten Straße, welche alle, die Neapel lieben — gleichviel ob Fremde oder Eingeborene — entzückt, ebensowenig wie auf der geraden Straße, Fuorigrotta genannt, die bei den Bagnoli ihren ersten Winkel bildet, indem sie dort nach Pozzuoli, Cumä und Baiä umbiegt. Nicht ein Schiff auf dem Meere, das jenseits des prächtigen Vorgebirges des Posilipp als schwarze entschwebende Linie mit einer leichten Rauchwolke über sich ins Weite gezogen wäre; nicht ein weißes Segel im Kanal von Procida, nicht ein Boot im Umkreis der grünen, blühenden Insel Nisida, welche man von der sanft aufsteigenden Spiaggia bei Bagnoli aus in ihrer ganzen Länge vor sich sieht. Während der Siesta lag das kleine Badeetablissement am Meeresufer vereinsamt da und man sah durch die offnen kleinen nach Westen gehenden Thüren in die leeren Bade-

hütten hinein. An der Wirtschaft zu den Bagnoli, dem Zusammenkunftsort von Lebemännern, Duellanten und Verliebten, waren sämtliche Fenster und Thüren verschlossen; nicht ein Lied, nicht ein Schrei, nicht der Klang einer Stimme war zu vernehmen, ja selbst das sonnenüberglänzte Meer schien in dem tiefen allgemeinen Schlaf erstarrt zu sein. Nur der Westwind hatte eine Zeitlang vom Meere her geweht, Staubwolken auf der Posilipp- und Fuorigrottastraße aufgerührt, die dichtgedrängten Mohnblumen an den grünen Abhängen zu Boden gedrückt und wieder aufgerichtet, den gelblichgrauen Ufersand in kleinen Tromben in die Luft gewirbelt, die hängenden Jalousieen an den weißen Häusern hin und her bewegt und die Passifloren auf den Lauben der Terrassen an der Wirtschaft zu den Bagnoli entblättert. Aber das sanfte Sausen des Westwinds ist für die neapolitanische Landschaft wie ein einschläferndes Wiegenlied, das Menschen, Häuser und Bäume in Schlummer singt. Und der Nachmittag schwand, rings um sich her süße Wonne verbreitend, in die lange sommerliche Dämmerung hinüber. Die Frau eines Matrosen, ein großes, braunes, mageres Weib mit bronzefarbenen Beinen und nackten Füßen, trat aus den Bädern und begann die in der Sonne getrockneten Leintücher von den hölzernen Stangen, auf denen sie hingen, einzusammeln. Mit einem breiten, rotbebänderten, durchnäßten und eingetriebenen Strohhut auf dem Kopfe schritt sie fröhlich einher und sang dabei:

„E lacce songh'e seta
E buttune songh'e velluto
E o primmo nnamurato
M'a lassato e se nn'èghiuto!“

„Die Knöpfe sind von Sammet,
Von Seide sind die Tressen —
Mein Lieb' hat mich verlassen,
Verlassen und vergessen!“

Von Zeit zu Zeit trug sie einen Haufen Leintücher fort, unter denen ihre lange Gestalt verschwand, und schaute dann nach der Villa Carrano herüber, als ob sie etwas erwarte. In der That kam von dort eine ganze Schar kleiner Knaben und Mädchen heran ... schöne englische Kinder, von der Erzieherin und der Kammerfrau geleitet, welche mit Säcken, Mundvorrat und Taschen beladen waren. Die Badefrau blieb, nachdem sie das ganze Bündel Wäsche über die Schultern geworfen hatte, stehen, um sich mit der einen Hand die Augen zu beschatten; und schon hatten die Kinder sie auch erreicht und umringten sie nun, indem sie ihre schönen blonden, bis auf den Nacken herabwallenden Haare schüttelten und ungeachtet der englischen Ermahnungen ihrer Erzieherin zappelnd und trappelnd auf der hölzernen Plattform umherhüpften, indes die Frau ihren breiten Mund zum Lachen verzog und ihre großen schwarzgeränderten Zähne zeigte. Dann schlossen sich drei oder vier Badehäuschen, und zehn Minuten später sah man den ganzen Schwarm der Buben und Mädchen prustend, gurgelnd und schreiend zwischen der lieblichen Spiaggia dei Bagnoli und der Insel Nisida mutig umherschwimmen und die kleinen Hände in die Höhe strecken, damit ihnen die Badefrau von der Plattform aus Brezeln herabwerfe. Es war, als lache die ganze Küste ringsumher mit dem Matrosenweib und den Kindern.

Von der Fuorigrottastraße her kamen einige Fuhrwerke und bogen rechts nach Pozzuoli um: hier ein Gemüsekarren, der am Morgen mit Tomaten und Melonzani beladen nach der Stadt gefahren war und nun leer zurückkehrte, dort der Karren eines Weinhändlers, der seinen Wein vom Monte di Procida in Neapel abgesetzt hatte und jetzt die leeren Fässer heimführte; die Fuhrleute aber saßen, das Wams auf der Schulter, mit herunterhängenden Beinen in einem engen Winkel vorn in ihrem Gefährt, das hin und her gestoßen wurde, und begleiteten den Trab des Pferdes mit

einem leichten Liedchen, das sie fröhlich vor sich hin pfiffen. Auch ein länglicher, schmaler Wagen kam vorbei, auf dem verkorkte, dickbäuchige irdene Krüge standen ... die neapolitanischen mummare, die noch feucht von dem Mineralwasser waren, das sie zur Stadt geführt hatten und scharf danach rochen, während der Fuhrmann barfuß mit Hemd und Hosen von weißer Leinwand, einer langen dunkelfarbenen Mütze auf dem Kopf und einer kurzen Matrosenpfeife zwischen den Lippen auf seinem Platze saß.

Auch auf der Posilippstraße sah man Fuhrwerke; aber es waren Droschken mit Kleinstädtern angefüllt, die aus der Provinz nach Neapel gekommen waren, um die Bäder zu gebrauchen, und nun gewissenhaft die Umgegend besichtigten, nicht sowohl aus Vergnügen, als um die Fremden zu spielen. Daher machte auch der Kutscher am Strande halt, um zu erklären, daß dies das Polygon der Bagnoli sei, wohin die Soldaten im Morgengrauen zum Exerzieren kämen, und jene Insel dort Nisida, Niseta heiße.

„Wie schön, wie schön!“ riefen die Kleinstädter aus, während sie auf die grüne Insel blickten, die sich in dem bereits stahlgrau gewordenen Meere lieblich widerspiegelte.

Der Kutscher zuckte die Achseln, indem er voraus schritt, um seine Kleinstädter „unter die Grotte“ zu führen. Hie und da tauchte auch ein Herrschaftswagen mit einer schönen eleganten Dame auf, welche durch Zufall oder auch aus Laune oder Trotz in Neapel geblieben war, statt die Freuden einer Sommerreise zu genießen; der Kutscher fuhr dann gewöhnlich langsam seines Wegs, während der große, weiße rotgefütterte Sonnenschirm sein gedankenvolles Haupt wie mit einem Glorienschein umrahmte. Auch dieser Wagen hielt am Ufer, um die schöne Insel Nisida zu bewundern, und während der Wagen im Schritt nach Fuorigrotta weiterfuhr, um zur Stadt zurückzukehren, sann die Dame hin und her, was wohl der helle, leuchtende Punkt zu bedeuten habe,

den ihre guten scharfen Augen auf der Höhe der Insel mitten im Grünen entdeckt hatten.

Alle Fenster der Wirtschaft waren jetzt weit geöffnet, nach dem Meere sowohl wie nach der Ebene der Bagnoli und der Fuorigrottastraße hin, und auf der großen von dem Laubdach mit den Passifloren überdeckten Terrasse schoben die ländlichen, noch schlaftrunkenen Kellner Tische aus rohem Holz mit schwarz angestrichenen Füßen zurecht, breiteten Tischtücher darüber aus und stellten Salzfässer und grob geschliffene grünliche, nach unten gekehrte Gläser auf. An einem der Fenster standen zwei Gestalten und schauten auf das Meer hinaus: eine junge, zarte Frau mit blondem Haar und weißem Teint in einfachem dunkelblauen Leinwandkleide, und ein schöner brünetter, etwa vierzigjähriger Mann, der ganz in Gedanken vertieft schien.

Zweimal beugte sich die Frau zum Manne nieder, um ihn lächelnd etwas zu fragen, indem sie ihre Hand leicht auf seinen Arm stützte, und er schien unbestimmt, wie in Sinnen verloren, zu antworten. Dann verließ ihn die Frau, ohne daß er ein Wort gesprochen hätte, und erschien auf der Terrasse, von wo aus sie die englischen Kinder betrachtete, die sich fröhlich im Wasser tummelten, während sie eine große Passionsblume vom Laubdach abriß und sie mit ihren kleinen Zähnen entblätterte. Aber wie von einem geheimnisvollen Zauber angezogen, kehrte sie alsbald ans Fenster zurück und sprach nun lange halblaut, mit dem Finger auf die Insel Nisida deutend, indes der Mann leise lächelnd mit dem Kopfe nickte, als stimme er der wunderlichen Erzählung eines Traumes zu.

Auch das Meer schien in der weichen sommerlichen Dämmerstunde aus seinem Mittagsschlaf erwacht zu sein; nahe beim Ufer ertönten die Stimmen der schreienden, lachenden, lärmenden Kinder im Bade, während die Badefrau nach dem Strande gewendet ohn Unterlaß „Aniello, Aniello!“

rief. Jetzt hatten drei große Fischerboote den Kanal von Procida passiert und segelten, von dem kühlen Abendwind, der sich erhoben hatte, begünstigt, eins hinter dem andern verschwindend nach Pozzuoli zu, ohne daß man die fortwährende Bewegung wahrnahm, mit welcher sie das große Fischernetz, die „Sciabica“, ins Meer niederließen. Plötzlich vernahm man hinter zwei Wäscherinnen her, die mit großen Bündeln auf dem Kopf die Fuorigrottastraße entlang von Neapel kamen, den dumpfen, regelmäßigen Trab eines Pferdes, das auf der geraden, staubigen Landstraße ebenfalls von Neapel anlangte. Es war ein langer, durchaus schwarzer Wagen, ein nach allen Seiten geschlossener Packwagen, der weder dem der königlichen Post mit dem kleinen Coupé vornen glich, noch demjenigen, worin die in der Genesung begriffenen Soldaten fortgeschafft werden; es war ein ganz enger, völlig schwarzer Fourgon mit hölzernen in die Höhe gezogenen Läden, der an den städtischen Karren erinnerte, der während der Seuchen die Toten zum Friedhof führt und den die guten Neapolitaner weder bei Tag noch Nacht vorüberfahren sehen oder hören können, ohne sich zu bekreuzigen, ohne leise ein Gebet zu murmeln oder eine Beschwörung zu stammeln. Aber es war nicht der Totenkarren. Der Wagen fuhr schnell an der Villa Carrano und an der Wirtschaft zu den Bagnoli vorüber. Eine alte Miß, die am Eingang der Villa in einem Buche lesend die Rückkehr der Neffen und Nichten aus dem Bade erwartete, rückte ihre Brille zurecht, um das düstre Fuhrwerk zu betrachten; die blonde junge Frau zog sich wie erschreckt vom Fenster zurück, aber die Neugierde siegte und sie beugte sich abermals nach vorne, um dem unheimlichen Wagen mit den Augen zu folgen, nur schob sie dabei ihren Arm wie Schutz suchend in den ihres Geliebten. Jetzt kam der schwarze Karren vor dem kleinen Badeetablissement vorbei, wo die Matrosenfrau den schmalen Holzsteg vor den Kabinen fegte

und mit dem großen Besenstiel in den Händen regungslos vor Staunen stehen blieb; die Kinder, die in ihren Badetricots auf dem heißen Sande ausgestreckt lagen, richteten sich erstaunt auf, denn der schwarze Wagen war am Ufer, nicht weit von ihnen, stehen geblieben. Die kleine Hinterthüre, die einzige, die sich am Wagen befand, hatte sich geöffnet, und zwei Carabinieri waren einer nach dem andern ausgestiegen, während man im düstern Halbdunkel des Wagens noch einen roten Federbusch gewahrte. Geduldig standen die Carabinieri am Strande und warteten, indem sie von Zeit zu Zeit vorsichtig nach Nisida hinüberblinzelten; einer von ihnen, der Gefreite, beugte sich nach der offen gebliebenen Thür hin, wie um mit denjenigen, die sich noch im Innern des Wagens befanden, zu reden. Nachdem er zwei oder drei Minuten lang gesenkten Hauptes unterhandelt hatte, trat er ein wenig zurück und ein andrer Carabiniere stieg aus; zuletzt sprang ein junger Mensch mit einem einzigen Satz, ohne den Fußtritt zu berühren, heraus und blieb aufrecht, unbeweglich und wortlos zwischen den drei Soldaten stehen, die ihn in engem Dreieck umringten. Aus der Villa Carrano, aus der Wirtschaft, von der Straße des Posilipp und der von Fuorigrotta her, sowie von den Bädern blickte man gespannt herüber. Bei dem Erscheinen des jungen Menschen hatte plötzlich alles ringsumher geschwiegen, und wie Totenblässe legte es sich auf Meer und Land, als wäre die schöne Gegend samt ihren Bewohnern von tiefem Schauder ergriffen worden.

Er war ein großer, starker Jüngling von fünfundzwanzig Jahren mit etwas vorgebeugten Schultern und auffallend weißem Gesicht, von jener undurchsichtig milchweißen, frauenhaften Hautfarbe, wie sie rothaarigen Personen eigen ist; und aus dem weißen Antlitz mit der untadelhaften Haut, worauf kein Barthaar, ja kaum hie und da ein Sommersprosse zu entdecken war, schauten ein paar blaue, zartblaue

große, klare Augen so redlich wie die eines unschuldigen Kindes. Mit einer alten grünlichen Hose bekleidet, die an den Rändern ausgefranst und voller Flecken war, einer abgetragenen Jacke aus braunem, schlechtem Wollenstoff, durch die man, da er keine Weste trug, das weiße Hemd durchscheinen sah, und einer schwarzen, schmierigen Mütze, die sein langes, rotes Haupthaar sehen ließ, blieb er in dieser elenden Tracht der Armut ruhig stehen und sog den frischen Meerwind in tiefen Zügen ein, als fühle er sich glücklich, diese Luft zu atmen. Nur seine Hände waren gefesselt, und nicht etwa mit den Handschellen, die die Polizei gemeinhin „Castagnole“ nennt und welche die beiden Daumen zusammendrücken, nicht mit den einfachen Handfesseln, welche die Handgelenke zusammenschnüren, sondern mit einer wirklichen wahrhaften Kette, welche zweimal das Handgelenk umgab und mit einem großen Vorlegeschloß, gleich einem unheimlichen kerkerhaften Juwel zusammengehalten war. Und die Augen aller derer, die auf dieses Schauspiel blickten, waren unabläßig dieser Kette zugewandt. Dennoch schien er nicht darunter zu leiden; er sah nicht auf seine Hände und versuchte nicht, sie zu erheben, sondern gab sich augenscheinlich ruhig dem Vergnügen hin, frei aufzuatmen; kam er doch aus einem steinernen verschlossenen, zum Ersticken dumpfen Kerker. Wäre diese Kette nicht gewesen, so hätte vielleicht ringsum niemand mehr nach ihm geschaut, während dies festgeschlossene Eisen, das ihm den Arm umwand, aller Blicke auf sich zog. Er hätte ein Mensch wie alle andern sein können, der, frei und zufrieden, etwa in Geschäften fürs Gefängniß mit den Carabinieri hergekommen war, oder ein Beamter, oder ein Freigelassener, oder ein Zeuge, oder aber ein Verwandter von jemand, der dort wohnte; aber die Kette, die ihn unüberwindlich in ihre eisernen Ringe band, bedeutete seinen Stand, seinen Namen, seine Geschichte. Die Kette ist die Verdammnis, der Schlüssel des grausigen Geheimnisses. Was

half es ihm, daß er stark und jung war, mit einem Gesichte wie Milch und Blut und blauen Augen wie ein Kind, das nicht das Böse kennt! Umsonst blieb er ruhig inmitten der Menge, ohne auf sie zu sehen, ohne sie herauszufordern, ganz in die Wonne der großartigen Natur versunken; umsonst blickte er aufrichtig und friedfertig, indem er von Zeit zu Zeit mit kindlicher Neugierde nach der Insel Nisida hinschielte — umsonst! Denn diese Kette erzählte von dem grausamen, blutigen Schauspiel, sie sagte allen, daß er ein verbrecherischer, ruchloser Mensch sei, verdammt von der menschlichen Gerechtigkeit und vom Gesetz.

Ja, die Kette, die Kette! Sie war es, die alles in tiefem Schweigen ersterben ließ: das Lachen der Kinder, die derbe Stimme der Seemannsfrau, den fröhlichen Zuruf der Fischer, die Liebesworte der kleinen blonden Frau, wie das Peitschengeknall der Kutscher auf dem Wege nach Pozzuoli und das Lied der vorüberfahrenden Fuhrleute. Die Kette, dies unerbittliche Eisen, unter dem der Mann dort wie erstarrt dastand, lag wie ein Alp auf allen, und dieser Mann war vielleicht ein Dieb, ein Mörder! Die ganze schöne grüne, blühende Gegend ringsumher, das schöne tiefe, farbenreiche Meer, das Nisida gleich einem märchenhaften See umgibt, und die Insel selber, die wie ein frischer Wald von Grün und Blumen aus dem Wasser steigt, sie alle schienen von einer plötzlichen Traurigkeit befallen und wie unter dem Drucke jener eisernen Fesseln zu schmachten; es war, als habe jene Erscheinung der Verderbtheit und der Grausamkeit die Natur in ihrer Unschuld geschändet, als wäre sie durch die ehrlose Gegenwart eines Mörders für immer getrübt, für immer verderbt.

Unterdessen war ein Boot vom Ufer der blühenden Insel abgestoßen und ruderte, von zwei Schiffern in dunkelblauen Anzügen mit schwarzen Mützen geführt, nach der Spiaggia dei Bagnoli zu. Ruhig und schweigsam beugten

sie sich auf ihre Ruder nieder, die fast geräuschlos in die Wellen tauchten. Alsbald stieß das Boot mit dumpfem Anprall ans Land, zwei der Carabinieri stiegen ein, dann der Gefangene mit sicherem Schritt und freiem Wesen und zuletzt der dritte Soldat. Kaum war das Boot vom Ufer abgestoßen, als auch schon der schwarze Wagen, der die Einschiffung abgewartet hatte, umdrehte und blitzschnell auf der Fuorigrottastraße nach Neapel zu verschwand. Das Boot aber ruderte mit seiner Mannschaft nach Nisida, langsamer, als es gekommen war, und die Schiffer beugten sich tief auf ihre Ruder nieder, als ermüde sie die schwere, schwere Last. Finster und schweigsam bewegte sich das Boot des Verurteilten über dies schöne Meer, das Paradies der Matrosen und der Fischer hin, bei dessen Anblick die Kinder und die Armen fröhlich sind, nach dem sich Liebende und Dichter sehnen ... finsterer und schweigsamer, als trüge es einen Toten. Die Carabinieri, die als treue Wächter um den Gefangenen geschart saßen, ließen kein Auge von ihm, sie bewachten ihn um so aufmerksamer und eifriger, als sie fürchteten, er könne diese gefährliche Ueberfahrt in einem Boote zu einem Fluchtversuch benutzen; sie suchten seinen Blick, als wüßten diese einfachen Soldaten aus Erfahrung, daß die geheimste Willensäußerung sich stets blitzschnell im Auge widerspiegelt. Aber sicherlich dachte der Verurteilte nicht daran, zu fliehen; er bewahrte auf dem Meere dieselbe Ruhe, mit der er aus dem Wagen gestiegen war, ja er blickte sogar mit einem gewissen Vergnügen um sich, als freue ihn diese Ueberfahrt in freier Luft, in der schaukelnden Barke. Die gefesselten Hände ruhten ihm wie natürlich gefaltet im Schoße, nur blieb er schweigsam inmitten des Schweigens der Schiffer und der Wächter des Gefängnisses. Sonst tönen aus jeder Barke, die über das schöne Meer hingleitet, aus dem Vergnügungsschiff, das im Widerschein der flammenden Kuppeln der Sonnenschirme rot erscheint, wie aus dem

derben Arbeitsboote die fröhlichen Stimmen der Frauen, der Kinder, der Schiffer; nur dieser düstere Nachen, der den Verurteilten und seine Schergen führte, der den Helden eines menschlichen Trauerspieles zur Strafe geleitete, fuhr traurig und schweigsam dahin.

„Da sind wir," sagte der Gefangene wie zu sich selbst, als das Boot an den kleinen steinernen Landungsplatz der Insel stieß; die Schiffer hielten es ruhig, indem sie es dicht an einen starken Pfahl heranzogen, und die Eskorte stieg in derselben Ordnung, wie sie eingestiegen war, den Verbrecher in ihrer Mitte, aus.

„In kurzem bin ich wieder da," sagte der Gefreite zum ersten Schiffer.

„Gut."

Und nun begann der Aufstieg zur Insel auf einem breiten, sich zwischen Bäumen hinaufwindenden Wege, einer großen, schattigen Allee, die zur Zeit des Sonnenuntergangs vom Gesange der Vögel erfüllt war. Während es unten am Landungsplatze bereits dämmerte, fanden sie in der Höhe, die sie stetig erstiegen, noch das Tageslicht der obern Luftschichten; der Gefangene erhob begierig sein Haupt, wie um die Luft in sich zu saugen und wie berauscht von all den Stimmen der Natur ringsum. Der Weg war lang, aber man erreichte die Höhe der Insel ohne Anstrengung in sanftem Aufstieg, wie auf der breiten Straße eines Parkes, die zu einem Lustschloß führt. Nur sah man von Zeit zu Zeit zwischen den Baumgruppen und den Rosenbüschen etwas aufleuchten, aber der Gefangene sah es nicht, er blickte immer gerade aus und empfand nur das Glück dieses langen Spaziergangs unter freiem Himmel nach der langen Haft, die er zwischen steinernen Mauern wie ein Tier im Käfig verbracht hatte. Dennoch hörte er, indem er so hinschritt, fast ohne sich um seine Bewachung zu kümmern, an einem gewissen Punkte angelangt, ein leichtes Geräusch zwischen den

Büschen. Das scharfe Ohr des Verurteilten fing es auf und erriet, was es bedeutete; er erblaßte, denn er merkte, daß es eine Schildwache war, und das, was er dort glänzen sah, der Lauf eines Gewehres. Er schüttelte den Kopf und tödliche Blässe überzog sein Gesicht, als sei ihm ein schönes Trugbild entschwunden; vielleicht hatte er sich trotz seiner Kette, trotz des bewaffneten Geleites von der freien Natur, die ihn umgab, einen Augenblick lang täuschen lassen und sich frei geglaubt: einen kurzen Augenblick lang!

Und jetzt war der Traum zu Ende. Sie waren an eine Ringmauer mit einer großen, festverschlossenen eisernen Thür und einer Wache davor gelangt. Der Gefreite wies einen Schein vor, worauf die Schildwache ihr Gewehr absetzte und sämtliche Riegel des eisernen Thores zurückschob, das sich kreischend aufthat, um sofort hinter dem Verurteilten und seinem Geleite wieder schwer ins Schloß zu fallen. Jetzt befanden sie sich auf einem kleinen, von einstöckigen Häusern, den Kanzleien des königlichen Bagno Nisida, umgebenen Platze; der Gefreite, der ortskundig war, ging auf eines der mittleren Häuser zu, das zwei Stockwerke hatte, und trat in ein Büreau zu ebener Erde ein, dessen dürftige Einrichtung in zwei Schreibtischen, einem Sofa, einigen Stühlen, dem Kruzifixe und dem Bilde des Königs bestand, und wo ein hagerer, bleicher, ärmlich gekleideter Schreiber mit kahlem Kopfe vor einem großen Buche saß und schrieb.

„Ist der Direktor nicht da?" fragte der Gefreite.

„Er kommt gleich," antwortete der Schreiber und fuhr in seiner Arbeit fort, ohne den Verurteilten auch nur eines Blickes zu würdigen. Jetzt trat der Direktor, ein großer, starker Mann in den Vierzigern, mit gutmütigem, aber ernstem Ausdruck, ein. Die Carabinieri grüßten militärisch; er erwiderte den Gruß, streifte flüchtigen Blickes den Gefangenen und nahm dann an dem zweiten Schreibtisch Platz, wo der Gefreite ihm den Uebergabeschein einhändigte.

„Wie heißt Ihr?“ fragte der Direktor den Verurteilten zur Bekräftigung.

„Rocco Traetta,“ antwortete dieser mit leiser Stimme.

„Habt Ihr keinen Beinamen?“

„Man nennt mich Sciurillo.“

„Wo seid Ihr her?“

„Aus Neapel.“

„Wie alt?“

„Sechsundzwanzig.“

„Sohn des verstorbenen . . .“ forschte der Direktor, indem er aufblickte.

„Des verstorbenen Gennaro Traetta,“ ergänzte der Verurteilte, ohne zu zittern.

„Wegen Vatermordes verurteilt,“ fügte der Direktor hinzu, indem er den Kopf wie zusammenschaudernd senkte.

Rocco Traetta antwortete nicht, sondern erwartete weitere Fragen. Unterdessen hatte der Schreiber den neuen Sträfling eingetragen.

„Lebenslänglich?“ fragte er in gleichgültigem Tone zum Direktor gewendet.

„Ja,“ erwiderte dieser kurz.

„Nummer 417, rote Kappe,“ schrieb der Schreiber auf einen Schein.

Der Direktor klingelte und ein Mann in grauem Anzug und schwarzer Kappe erschien.

„Zur Einkleidung,“ bedeutete der Direktor, indem er ihm einen Schein übergab und auf den Gefangenen hinwies.

Rocco Traetta folgte dem Kerkermeister, während die Soldaten auf dem Büreau blieben. Nun war er allein mit dem Gefangenwärter, aber dieser schritt, den Schein lesend, vor ihm her und schien den Verurteilten kaum zu beachten. So durchmaßen sie die Straßen des Bagno, breite Straßen mit Trottoirs und hier und da einem Akazienbaume. Zu beiden Seiten erhoben sich Gebäude, von denen keines mehr

als ein oder zwei Stockwerke hatte, während man hinter den vergitterten Fenstern hier und dort einen Blumentopf gewahrte. Zwei oder dreimal bogen sie, der Aufseher immer voran, um die Ecke und traten schließlich in eine geräumige, bereits dunkle Halle ein, in deren Hintergrund ein großes Schmiedefeuer brannte und zwei Schmiede auf einen Ambos hieben, während auf einigen Säcken ein andrer Gefangenwärter saß. Die Einkleidung Rocco Traettas war in einem Augenblick beendet: ein grobes Leinwandhemd, Hosen, Weste und Rock von dunklem ziegelbraunfarbenem Gewebe und eine hochrote Mütze, alles mit der Nummer 417 versehen. Um ihn anzukleiden, hatte man ihm die Kette von den Händen gelöst und sie in eine Ecke geworfen; aber der Verschluß der Sträflingskette am Rist des Fußes nahm längere Zeit in Anspruch. Auf der Erde niedergekauert, hämmerten die beiden Schmiede abwechselnd das heiße Eisen.

„Ist sie nicht zu eng?“ fragte einer von ihnen.

„Nein, gerade recht,“ sagte Rocco Traetta, der bereits das unerträgliche Gewicht der mehr als meterlangen Kette fühlte.

„Werde ich mit einem andern zusammengefesselt werden?“ fragte er mit erkünsteltem Gleichmut.

„Nein,“ antwortete der Kerkermeister. „Ihr könnt die Kette an den Gürtel hängen.“

In der That befand sich ein Haken an dem Hosengürtel; aber auch wenn man sie daran aufhängte, war ihr Gewicht noch schwer genug, und der eiserne Ring, der sich um den Fuß schloß, verursachte einen heftigen, fortwährenden, unerträglichen Schmerz. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Als um neun Uhr die Glocke den Abend einläutete, lag tiefe, weiche, sternenhelle Nacht über dem Meer und der Insel Nisida. Der Haufen Sträflinge, dem Rocco Traetta sich gedankenlos zugesellt, hatte ihn mit einem unbesiegbaren Mißtrauen empfangen; die Gesellen hielten sich abseits, gaben

auf seine seltenen Fragen keine Antwort und sahen ihn scheel an. Einige trugen eisige Gleichgültigkeit zur Schau, denn die zwei hauptsächlichen, unwillkürlichen, tierisch brutalen Charakterzüge jener Verbrecherrotte sind eben das Mißtrauen, eine allgemeine unbestimmte große Furcht vor allem und vor allen, und eine niedrige, finstere, grausame Selbstsucht. Er war ihnen zur „Kapelle", einer großen Kirche mit nackten frischgetünchten Wänden, gefolgt, wo die ganze Horde sich auf Holzbänken niedergelassen hatte, die eine Hälfte um wirklich zu beten, einige sogar mit gläubiger Inbrunst und hie und da mit erhobener, wie von innerer Bewegung überwältigter Stimme, andre mit erheuchelter Glut, die sich auf den bleichen Gesichtern, den dünnen Lippen und in den schielenden Blicken kundgab. Die grünen und roten Mützen mit den in Weiß darauf genähten Nummern, welche einzig und allein den Namen der Galeerensträflinge ausmachen, wurden in der Kirche abgelegt, so daß die ersten Abendschatten frei auf die Hunderte von mißgestalteten Verbrecherköpfen fielen. Aber die Wächter standen ungeachtet der Heiligkeit des Ortes und der Stunde aufrecht in scharfer Wachsamkeit, stets einer Ueberraschung gewärtig, da, und in der großen Stille vernahm man neben der dünnen Stimme des Priesters, der den Segen erteilte, nur noch das Murmeln der Betenden und das unaufhörliche einförmige Rasseln der sich ohne Unterlaß bewegenden Ketten, die bald mühsam in die Höhe gehoben wurden, bald klirrend zu Boden fielen.

Ueber Rocco Traetta, der in einer Ecke zusammengekauert saß, war eine große Niedergeschlagenheit gekommen; ohne zu beten, ohne zu sprechen, empfand er nichts mehr als das unerträgliche Gewicht des eisernen Ringes am Fuße, und um nicht das quälende Rasseln seiner eignen Kette zu hören, hielt er die Hand am Gürtel, da wo jene eingehakt war. Immer drückender kam seine Lage diesem ruhigen, starken Jüngling zum Bewußtsein, der so glücklich gewesen war,

das steinerne Gefängnis San Francesco in Neapel zu verlassen, um auf eine frische, offene, lachende Insel gebracht zu werden. Was lag ihm am Gebet? Er fühlte nur das Klirren der Ketten rings um ihn her als herben Schmerz; er empfand, daß ein jeder der Sträflinge unter der gleichen Last schmachtete, die nun ein unzertrennlicher Teil seines Lebens geworden war; er sah, wie jeder sich unter dem quälenden Drucke, fast wie um die Marter zu vergrößern, wand. Und von einem großen, noch nie gekannten Schmerz erfaßt, blieb Rocco Traetta, der Vatermörder, in regungsloser Erschöpfung versunken, als sei von seinem jungen, kräftigen Körper nichts mehr übrig, als der ins Eisen gefesselte Fuß. Endlich erhob der Priester nach einigen Minuten schweigenden Wartens das Allerheiligste, um die Diebe und Mörder vor ihm zu segnen. Im selben Augenblicke warfen sie sich alle auf ihre Kniee nieder, und die eisernen Ketten rasselten und klirrten, als bräche eine Schmiede zusammen. Auch Rocco Traetta warf sich, von der allgemeinen Bewegung mitgerissen, zur Erde nieder, daß die Kette zurückprallend auf sein Bein, auf seine Seite niederfiel. Rocco Traetta war keineswegs eine phantastische Natur, o nein, sondern ein ursprünglicher, wilder, unwissender und grausamer Mensch, aber während der Erlöser mit seiner goldfunkelnden Kugel sich zwischen den zitternden Händen des Priesters drehte, fühlte er sich von jener Kette wie erdrückt, überwältigt und völlig erschöpft — für immer, bis zum Tod. Und gebieterisch drängte sich ihm der Gedanke an die Flucht, jener Gedanke, der im Grunde jedweden Bewußtseins, selbst der Verzweifeltsten ruht, aus der Seele hervor wie ein Gebet.

Warum auch nicht? Während sie sich zur Abendmahlszeit in den großen Saal begaben und gierig, gleich ausgehungerten Tieren, die in Tomatenbrühe gekochten Kartoffeln aus den blechernen Suppentellern aßen, in die sie von der großen

Holzgelte geschöpft wurden, dachte er daran, daß er entfliehen, daß er unbedingt ein Mittel, eine List ausfindig machen müsse, um sich während der Nacht ins Meer zu stürzen und zu befreien. Die Wege der Insel schienen so schlecht bewacht und er hatte an jenem ersten Tage so wenig das Bewußtsein der Höhe, auf welcher er sich befand, daß es ihm in seiner Jugend, seiner Kraft und Verschlagenheit ein Leichtes schien, mit List und Kühnheit die Befreiung zu versuchen. Ganz von seinem Traume der Flucht erfüllt und von dem brennenden Wunsche, sie zu bewerkstelligen, verzehrt, ging er, seine Kette hinter sich herschleppend, mit ungestümen Schritten in dem großen Hof umher, wo die Sträflinge ihren Abendspaziergang machten, ohne sich seines heftigen Laufens bewußt zu werden. Hoch oben funkelte der sternbesäte nächtliche Himmel; Rocco Traetta blickte hinauf und empfand die Sehnsucht nach Freiheit nur um so heftiger, um so unwiderstehlicher.

Indessen läutete es zur Ruhe und die Sträflinge kehrten, in Compagnieen abgeteilt, den Blick auf die von tausend kleinen Lichtern erhellte Campagna bei Bagnoli und Pozzuoli gerichtet, durch Nisidas öde Straßen nach ihren Schlafsälen zurück. Von dem Saal, in welchem Rocco Traetta eine elende Bank mit einem Strohsack und zwei groben Leintüchern angewiesen worden war, sah man durch ein großes, breites Fenster auf den besternten Himmel und das im Dunkeln leuchtende Meer. Das Fenster blieb immer offen, weil sonst die Ausdünstung der vielen menschlichen Körper bei der Hitze unerträglich geworden wäre. Nachdem das Gas abgedreht, die Glocke das zweite Zeichen gegeben hatte und viele der Sträflinge bereits schnarchten, schaute Rocco Traetta von seinem Lager aus auf dies Stückchen Himmel und Meer. Bei der geringsten Bewegung der Sträflinge rasselten wie gewöhnlich ihre Ketten, jene unzertrennlichen, eisigen Bettgenossinnen und ihr Geräusch

erregte Rocco Traettas Einbildungskraft. Wie leicht hätte man aus dem großen Fenster entfliehen können!

Plötzlich vernahm man von weitem einen schwachen, aber deutlichen Ruf: „Achtung!"

Eine Minute später rief aus geringerer Entfernung eine andre Stimme: „Achtung!"

Noch näher ertönte es zum drittenmal mit hellem, starkem Klang: „Achtung!"

Und jetzt rief jemand aus nächster Nähe: „Achtung!" worauf im gleichen Zwischenraume abermals derselbe Ruf dicht unter dem Fenster des Schlafsaales erscholl, in welchem Rocco Traetta ruhelos lag. Danach hörte man andre schwächere Rufe aus größerer Entfernung die Insel umkreisen, bis endlich die Stimmen sich klar und deutlich die Antwort zuriefen: „Hier!"

Dann war wieder alles still und Rocco Traetta kehrte verzagt zu seinem so grausam zerstörten Traume zurück. Aber kaum hatte er versucht, in der nächtlichen Stille wieder Mut zu fassen, als nach fünfzehn Minuten abermals von weither der erste Ruf ertönte: „Achtung!"

Und die langgedehnten, klaren, ruhigen Stimmen lösten sich eine um die andere ab, kamen wieder an Rocco Traettas Fenster vorbei und entfernten sich, bis wiederum von ferne, nachdem der Gang um die Insel beendet war, die helle, schallende Antwort erklang: „Hier!"

Und so jede einzelne Viertelstunde, es war wie ein Alpdruck. Und so oft diese Stimmen einander zuriefen und antworteten, hörte man an dem Gerassel der Ketten, wie die Sträflinge sich im Schlaf unruhig auf ihrem harten Lager umherwarfen. Aber Rocco Traetta schlief nicht; von Viertelstunde zu Viertelstunde fuhr er auf und schüttelte sich in ohnmächtiger Wut, wie unter einem Alpdruck, indes die guten, treuen Soldatenstimmen sagten: „Wir wachen, wir sind da, bewaffnet und bereit, mit scharfem Auge, niemand wird uns

jemals entfliehen, und nichts kann uns zum Schweigen bringen. Eine Viertelstunde um die andre, es war entsetzlich! In der sternhellen Nacht und auf dem Meere hallten die Stimmen klar und deutlich wider. Er würde nie, niemals entfliehen können! Und mitten in der Nacht fühlte sich die harte Seele des Mörders, des Vatermörders, bei dem immer und immer wiederkehrenden Ruf der Stimmen vom Schmerze überwältigt und bis zum Tode erschöpft; er fühlte sein Herz brechen und weinte.

Zweites Kapitel.

Auf seinem Lehnstuhl hingestreckt las der Direktor der Strafanstalt am Nachmittag die Zeitung von einem Ende zum andern, mit einer Langsamkeit und Aufmerksamkeit, als wolle er sich den Inhalt derselben ins Gedächtnis prägen; er saugte ihn förmlich in sich und sann darüber nach, wie man es bei denjenigen Menschen findet, die von den großen Zentren entfernt in Abgeschlossenheit leben, ohne gleichgültig zu sein, die von jedwedem gesellschaftlichen Umgang ausgeschlossen sind, aber dennoch begierig die geringste Lebensäußerung verfolgen. Von Zeit zu Zeit jedoch schüttelte der Direktor, auf dessen ehrlichem Gesichte, sobald er in seiner Familie war, die Kälte verschwand und eine große natürliche Güte zum Vorschein kam, das Haupt, als läse er schlechte Nachrichten. Er war ein glühender Patriot und einst ein tapferer Soldat gewesen, und sein Mut und seine Begeisterung blieben auch in dieser Strafanstalt, wohin man ihn geschickt hatte, um seine Kraft zu bethätigen, lebendig. Jene Tage nach den beiden Schicksalsschlägen von Lissa und Custozza waren

verhängnisvoll für Italien, dessen Stern im Untergang begriffen schien. In schwermütiger Trauer darüber, daß er sich 1866 nicht hatte schlagen können wie 1860, schüttelte er den Kopf, denn seiner Ansicht nach war zwar jede Aufgabe gut genug, um seinem Lande zu dienen, auch die unter Verbrechern zu leben, aber diesmal hätte er dennoch vorgezogen, auf dem Feld sein Leben fürs Vaterland zu wagen, anstatt hier auf der Insel Nisida in großherziger, aber ohnmächtiger Wut zu beben. Es war die Schwermut aller derjenigen, welche, für den Krieg geboren, ihm mit Leib und Seele ergeben sind und sich gezwungen sehen, von kriegerischen Erinnerungen oder fernen Hoffnungen zu leben.

„Schlechte Nachrichten?" fragte die junge Frau, die nächst dem Balkon des kleinen Salons an einem Kinderjäckchen arbeitete.

„Ja," erwiderte ihr Gatte kurz.

Sie beugte sich, ohne weiter zu forschen, auf ihre Arbeit nieder, denn sie hatte ja nicht aus Interesse an der Politik oder am Kriege gefragt, sondern nur um ein Wort der Teilnahme an ihren guten Mann zu richten und das schon allzulange Schweigen zu brechen. Die junge Frau zeigte ein ovales, gedankenvolles Antlitz, dessen Blässe die Sorgen der Mutter verriet, und einen zarten Körper, der in ein bescheidenes schwarzwollenes Gewand gehüllt war; von Zeit zu Zeit blickte sie zärtlich auf das zu ihren Füßen auf einem kleinen Teppich sitzende Kind nieder, das still für sich die Figuren des „Emporio Pittoresco"*) ausschnitt. Es war ein blasser Knabe von drei Jahren mit weichem, lockigem, kastanienbraunem Haar, ruhig, sanft und in sich gekehrt wie seine Mutter; die Bilder liebte er über alles, und wenn es ihm gelang, mit seiner kleinen Schere etwas recht sauber auszuschneiden, ohne das Bild zu verderben oder sich in die

---

*) Ein illustriertes Journal. Anm. d. Uebers.

Finger zu schneiden, war er glücklich. Stundenlang blieb er so, die Blätter der illustrierten Zeitung um sich hergestreut, auf der Erde sitzen.

„Mario!“ rief der Vater, nachdem er ihn eine Weile lang mit zärtlicher Neugierde angeblickt hatte.

„Papa?“ antwortete das Söhnchen, indem es die großen kastanienbraunen, gutmütig leuchtenden Augen auf seinen Vater richtete.

„Was schneidest du da aus?“

„Soldaten.“

„Sind sie schön?“

„O ja, Papa.“

„Komm und gib mir einen Kuß.“

Sogleich erhob sich der Junge, der zwar groß für sein Alter, aber außerordentlich schlank, wie sein Vater war. Er kam mit ausgebreiteten Armen auf diesen zu, ließ aber, nachdem er ihn umarmt hatte, sein Köpfchen sinken, als sei er müde, oder als wolle er schlafen, bis das bleiche Gesichtchen leicht wie eine Blume auf des Vaters Knieen lag.

„Ist er krank?“ fragte dieser, zur Mutter gewendet.

„Nein, nein,“ antwortete sie schnell.

„Bring ihn an die Luft,“ riet er. „Warum gehst du nicht täglich aus? Hat Gennaro Campanile Marios Wägelchen zurecht gemacht?“

„Jawohl,“ sagte sie mit schwacher Stimme.

„Hat er auch das Büchergestell gebracht, das er seit lange machen soll?“

„Ja.“

„Aber ich sehe es ja nicht.“

„Grazietta und ich haben nicht die Kraft gehabt, es vom Boden aufzuheben und an der Wand zu befestigen. Wir sind beide nicht besonders stark,“ fügte sie mit mattem Lächeln hinzu.

„Ihr hättet es dem Gennaro Campanile überlassen

sollen, der geschickt genug ist; er hat das Gestell verfertigt, er konnte es auch an Ort und Stelle schaffen."

Die junge Frau blickte lange und ausdrucksvoll auf ihren Mann, indes heiße Röte ihr ins Gesicht und bis zur Stirne stieg. Auch er schaute sie an, doch ohne sie zu verstehen.

„Wir wollen versuchen, es selbst anzumachen," murmelte sie dann, als fühle sie sich durch ihre Nachlässigkeit und ihr Erröten gedemütigt.

„Du wirst dich unnötig ermüden, mein Kind," sagte der Gatte mit väterlicher Güte. „Laß lieber noch heute den Gennaro Campanile holen, er wird sofort kommen und das Büchergestell dort, rechter Hand, anmachen."

„Nein, nein," erwiderte sie hastig, „ich will mich lieber selbst anstrengen."

Jetzt endlich verstand er sie; er sah sie an und eine große Traurigkeit sprach aus seinen zärtlichen Zügen.

„Du willst keinen Sträfling im Hause haben, nicht wahr?" fragte er dann langsam. Sie sah flehend zu ihm auf, als bäte sie um Nachsicht für ihren Widerwillen.

„Sie kommen immerfort," murmelte dann die junge Frau mit leiser Stimme.

„Und sie erregen deinen Abscheu?"

„Ja," entgegnete sie noch leiser.

„Du zeigst wenig Mitleid," sagte er, indem er sich bemühte, streng zu erscheinen.

„Ja, es ist wahr," erwiderte sie demütig mit gesenktem Haupte.

„Und es sind doch Menschen, Cäcilie, es sind doch Christen."

„Aber sie haben gestohlen und gemordet!"

„Es sind dennoch Menschen und Christen," erwiderte er fest.

Sie schwieg; und während sie mit fieberhafter Hast

nähte, um das nervöse Zittern ihrer Finger zu verbergen, legte sich eine feine, aber brennende Röte über ihre Wangen. Inmitten dieses Schweigens erhob der Kleine sein Köpfchen, blickte Vater und Mutter an und streckte dann die Aermchen aus, um das Haupt seines Vaters an sich zu ziehen und zu küssen.

„Hassest du auch die Sträflinge?“ fragte ihn der Vater in plötzlicher Bewegung, indem er ihm sanft die Haare streichelte.

Das Kind sah ihn offenherzig an, ohne die Frage zu verstehen.

„Die Sträflinge sind arme Menschen,“ sagte ihm der Vater leise.

„Arme Menschen,“ wiederholte der Kleine in mitleidsvollem Tone.

Indessen hatte der Vater die Zeitung zusammengefaltet und sorgfältig an ihren Platz gelegt, denn er war peinlich ordentlich, wie alle diejenigen, die ein abgeschlossenes, einförmiges Leben führen. Dann nahm er eine Bürste, um seinen Ueberrock abzustauben, denn es war Zeit, aufs Büreau zu gehen. Unwillkürlich folgte ihm der Kleine, während er auf seine Gattin zutrat, um sie zu umarmen. Sie aber sagte hastig: „Laß nur den Gennaro Campanile kommen, schicke ihn sogleich wegen des Büchergestells.“

„Nein doch, nein, meine Liebe, es kostet dich zu viel Ueberwindung,“ sagte er, indem er sie gleich einem Kinde streichelte.

„Es kostet mich keine Ueberwindung, ich versichere dir, daß es mir nichts ausmacht,“ fügte Cäcilie mit großer Selbstbeherrschung hinzu.

„Laß nur gut sein.“

„Ich kann ausgehen, ich kann mit dem Kleinen spazieren gehen, so sieht ihn nur Grazietta.“

„Gut, gut,“ sagte er im Weggehen.

Aber als der gute, zärtliche Gatte hinausgegangen war, seiner peinlichen Pflicht entgegen, als sie sich sagte, daß er, der redliche, unbescholtene Mann nun abermals unter Dieben und Mördern seine Zeit verbringen müsse, da beugte sie ihr Haupt auf das ihres kleinen Sohnes nieder und benetzte seinen Hals mit ihren Thränen, mit Thränen, die sie selten, dann aber um so brennender vergoß. Sie hatte ihr Leben als Gattin und Mutter in dieser eigentümlichen Umgebung, wo die tiefe Einsamkeit nur durch das Getümmel der Missethäter unterbrochen wurde, so mutig wie möglich begonnen. Sie war ja auch nur ein armes Mädchen ohne Eltern und Aussteuer gewesen, die im Hause einer alten Tante mit ihrer Hände Arbeit kärglich ihr Brot verdiente, und der Kapitän Gigli hatte sie nur um ihrer selbst willen, aus Liebe und Mitleid geheiratet, denn er besaß ein großes Herz. Und hatte sie es etwa nicht gewußt, daß sie auf einer Insel unter Verbrechern leben würde? Sie hatte es gewußt und hatte eingewilligt in dem Gedanken, daß sie sich absondern, sich um so inniger an diesen guten, großmütigen Mann anschließen und ihm zuliebe alles andre verschmerzen werde. Sie war ein zartes, empfindsames Frauengemüt, das sich leicht vom Schmerz wie von der Zärtlichkeit überwältigen ließ, zugleich aber von jenem Geist der Stärke beseelt war, wie man ihn bei einfachen, guten Naturen findet. Von dem Augenblick an, wo sie sich guter Hoffnung fühlte, hatte sie das Haus nicht mehr verlassen, um sich dem verhaßten Anblick der Verbrecher zu entziehen. Aber was half es ihr, daß sie die Thüren und die Fenster schloß? Nichts konnte sie davor bewahren, den nächtlichen Ruf der Wachen zu vernehmen. Wieviel schlaflose Nächte hatte sie im Anhören dieser langen, von Viertelstunde zu Viertelstunde wiederkehrenden, beharrlich währenden, unfehlbaren Zurufe verbracht! Wenn sie in den Abendstunden von ihrem Häuschen

aus, das sie mit einfachem Geschmack geziert hatte, dem Rauschen des Meeres lauschte, konnte sie sich einbilden, sich wirklich auf einer Insel, auf der schönen Insel zu befinden, die sie bewohnte, zwischen Himmel und Meer unter den Blumen der Halden und den Düften, die von den Ufern aufstiegen; aber eine unerbittliche, unfehlbar wiederkehrende Stimme zerstörte ihren Traum und rief ihr zu: „Es ist ja nur ein Kerker!“

Welche Nächte! Während der Kapitän Gigli den friedlichen Schlaf des von der Arbeit ermüdeten Mannes schlief, lag sie mit offnen Augen auf ihrem Lager, den Zuruf der Wachen erwartend, den Blick auf die Ampel gerichtet, in deren mattem Scheine sich die Schreckbilder ihrer Phantasie in unbestimmten Umrissen abzeichneten. In einer dieser langen, nicht endenwollenden Nächte wurde der kleine Mario geboren, dessen kleiner, schmächtiger Körper die ganze Zartheit des mütterlichen Temperamentes widerspiegelte und in dessen blassem Gesichtchen alle Spuren der nächtlichen Schreckgespenster zu lesen waren, unter denen die Mutter gelitten hatte. So war von vornherein ein Teil der Poesie, den das neugeborene Kind ins elterliche Haus zu bringen pflegt, zerstört; der Kleine war in einem Kerker, einer Strafanstalt, unter Verbrechern geboren. Und wenn die Mutter ihn mit ihren Küssen bedeckte, so lag etwas wie Verzweiflung darin, als wolle sie ihm dies traurige Merkmal und die schmerzlichen Erinnerungen abbitten! Umsonst, umsonst hatte sie sich abzusondern gestrebt und jedes Mittel versucht, sich und ihr Kind dem Anblick der Verbrecher und deren Berührung zu entziehen. Die Wiege, worin Mario schlief, war aus der Schreinerwerkstätte hervorgegangen, in der jene Unglücklichen arbeiteten; und auch die ersten kleinen Schuhe, die lieben ersten Schuhchen, bei deren Anblick jedes mütterliche Herz vor Freude erzittert, auch sie kamen aus der Schuhmacherwerkstätte der Sträflinge. Wie war es anders

möglich? Der Direktor hatte keinen großen Gehalt und konnte nicht alle Augenblicke nach Neapel schicken; was er aber in den Werkstätten der Anstalt kaufte, kostete ihn kaum den dritten Teil dessen, was er in Neapel dafür hätte ausgeben müssen. Die junge Frau suchte mit zärtlicher Sorgfalt ihren Widerwillen, ihre Mutlosigkeit, ihre Furcht zu verbergen. Wenn sie aber ihrem Gatten, der sie verließ, um an sein Amt zu gehen, durch die Fensterscheiben nachlächelte und ihn dann plötzlich von einer Gruppe Verbrecher umringt sah, die mit irgend einer Forderung zu ihm kamen, dann zog sich ihr Herz in namenloser Qual zusammen und krampfhaft preßte sie das kleine Kind an ihre Brust.

Während die Sträflinge ihrem Manne ängstlich flehend in die Augen blickten, von ihm als dem Besten, Nachsicht erwartend, weil sie wußten, daß er zwar kalt, aber sanft, zwar streng, aber niemals grausam war, sah sie darin nur Drohungen und Wut. Ach, nichts konnte sie überzeugen, daß jene Männer die Gewohnheit des Blutvergießens abgelegt hätten, nichts ihr den Verdacht benehmen, daß sie ein Messer in ihrem Rockärmel versteckt hielten! Darum ließ sie auch ihren Kleinen nie mit Grazietta ausgehen; sie fürchtete immer, er könne eines Tages von einem jener Mörder entweder aus Rache für seine Einkerkerung, oder aus tierischem Blutdurst, oder auch aus natürlichem Hang zum Morden umgebracht werden. Darum trug sie ihn selbst, ohne Müdigkeit zu empfinden, auf ihren Armen spazieren, wie eine gewöhnliche Mutter aus dem Volke, und schlug die Augen nieder, so oft sie Gefangenen begegnete. Diese grüßten sie, indem sie ihre Mützen abnahmen und, dem süßen väterlichen Instinkt gehorchend, der im Herzen auch der Verdorbensten schlummert, stehen blieben, um den schönen Kleinen zu bewundern. Sie aber eilte hastigen Schrittes furchtsam weiter, fast als wolle sie ihnen mit ihrem Kind entfliehen. Einer, den sie immer auf ihrem Wege traf, war

ein großer, starker, junger Mensch mit roten Haaren, weißem Gesicht und blauen, fast weiblich sanften Augen. Es war ein zu lebenslanger Haft Verurteilter mit der roten Mütze und fast schien es, als warte er nur auf die junge Mutter mit ihrem Kinde. Wenn sie vorüberkam, wandte er kein Auge von ihr ab und schaute ihr nach, bis sie am Ende des langen Weges um die Ecke bog. Ihre Furcht jedoch war von der Zeit kaum gemildert, nie überwunden worden. Mit ihrem weichen, nachdenklichen Wesen suchte sie ihre Schwermut durch verdoppelte Zärtlichkeit gut zu machen, und ihr Gatte fand, so oft er heimkehrte, eine allzeit liebende, stets geduldige Gefährtin. Sie schämte sich, ihre Furcht und ihren Abscheu offen zu zeigen, als mache sie damit dem guten, großherzigen Manne, der sie dem Elend und einer ungewissen Zukunft entrissen hatte, wenn auch nur, um sie in einen Kerker zu werfen, einen Vorwurf. Manchmal gewahrte er einen Schein düsteren Widerwillens und bemühte sich dann, wie von unbestimmten Gewissensbissen schmerzlich bewegt, ihn zu bekämpfen, das Herz seiner Gattin aber verschloß sich wie von Schmerz überwältigt. Nur in seltenen Stunden überkam es Cäcilie gleich einem Vorwurf. In Wahrheit war sie eine seelengute, ihrer Pflicht frommergebene Natur, die jedem Weh mitleidig begegnete, und wenn sie es einmal vermochte, ihren Abscheu und ihre Furcht zu überwinden, verlangte sie von sich selbst Rechenschaft über die eigne Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Sie waren ja doch auch Menschen, diese Sträflinge, und das gerechte Herz ihres Gatten, der ihnen so streng begegnete, sagte ihr ja von Zeit zu Zeit sanft diese Wahrheit: Es waren Christenmenschen, deren Elend vielleicht größer war als ihre Schuld. Und überwältigt von Schmerz und Reue entschloß sich Cäcilie in solchen Augenblicken, ruhig ihren Anblick zu ertragen, wenn sie ihnen auf ihren Spaziergängen begegnete, und ihren Gruß zu erwidern, wenn sie ihre Mütze zogen. Aber ach,

es war nur für kurze Zeit! Wenn sie sich mit ihrem kleinen Mario auf den grasbewachsenen Abhängen niederließ, wo er mit seinen unschuldigen Händchen Maßliebchen aus der Erde zupfte und von Zeit zu Zeit aufjubelte, weil er einen schönen Käfer gefunden hatte, während sie entzückt das weite Meer beobachtete, das sich zu ihren Füßen ausbreitete . . . wenn sie so traumverloren dasaß und dann unversehens eine jener ziegelrot gekleideten Gestalten vor ihr auftauchte und mühsam die schwere Kette hinter sich her schleppte, so erblaßte sie, rauh aus ihrem Frieden und aus ihren Träumen aufgeschreckt, wie in Todesangst, und hob, nur mühsam einen Schreckensruf unterdrückend, hastig ihr Kind vom Boden auf, um mit ihm fortzueilen. Und plötzlich erschien ihr die ganze schöne Gegend, das Meer, die Blumen, alles, alles wie entheiligt von der Gegenwart des Mörders und erfüllte sie mit Schauder. Was halfen da alle guten Vorsätze? Das unwillkürliche Grauen war stärker als sie selbst. Nur in Gegenwart ihres Mannes zügelte sie, in dem Gefühl, undankbar zu sein und ihn mittelbar zu beleidigen, ihre Empfindungen soviel als irgend möglich; denn ihn verehrte sie ja wie die Güte und Gerechtigkeit selbst, sie aber war eine arme, entmutigte Frau, die sich auf dieser Insel eingekerkert dünkte wie in einem Land der Schande, des Schmerzes und der Strafe, wo der entsetzliche Anblick der Verbrecher die Natur, ja selbst den Herd ihres Hauses und ihre Liebe als Gattin und Mutter schändete.

An jenem Tage dagegen fühlte sie sich mehr als jemals zerknirscht; sie hatte sich ihrem Manne gegenüber undankbar gezeigt, ihm beinahe seine Wohlthat vorgeworfen, ohne daß er ihr anders als streng begegnet wäre. Um wieviel besser war er doch als sie! Und während ihre heißen, reuevollen Thränen den Nacken des kleinen, selbst so zarten und schwermütigen Knaben benetzten, der an diese Schmerzensausbrüche der einsamen Mutter schon gewöhnt war, strich er mit seinen

kleinen, frischen Händen liebkosend über ihr Gesicht und sagte leise: „Weine nicht, Mama, o weine nicht!“

„Nein, nein, ich weine nicht,“ sagte sie aufstehend und sich die Augen trocknend. „Jetzt führt die Mama ihren Mario spazieren.“

„Im Wagen, Mama, nicht wahr, im Wagen!“ rief der Kleine, indem er sich an Cäciliens Kleid anklammerte.

„Ja, Herz, im Wagen,“ antwortete sie mit einem unterdrückten Seufzer, denn es war ein schwerer, plumper Kinderwagen, den die Schreiner- und Schmiedesträflinge aus mehr Eisen als Holz grob zusammengefügt hatten, der, wenn man ihn mit Mühe vorwärts stieß, in allen Fugen knarrte und kreischte, wie die Ketten, die sie an ihren Füßen und am Gürtel trugen, und an dem jeden Augenblick etwas verdorben war. Aber der kleine Mario fühlte sich so wohl darin, daß er ihn am liebsten nie verlassen hätte; er war nicht nur mager, sondern auch ein wenig schwach auf den Beinen und daher überglücklich, wenn er sich auf dem weichen, von der Mutter selbst gepolsterten Kissen ausstrecken durfte. Stundenlang konnte er sich so, das Filzhütchen, das ihm die Ohren warmhielt, auf dem Kopfe, mit halbgeschlossenen Augen träumend über die ganze weite Insel hinfahren lassen, und wenn die schwache Mutter nach einer Weile ermüdet innehielt, erwachte der Knabe sogleich aus seinem Halbschlummer und rief: „Fahr zu, Mama, fahr zu!“

„Nur einen Augenblick, Mario,“ erwiderte sie dann, tief aufatmend, und blieb, die Hände auf die Eisenstange gestützt, stehen, um auszuruhen; aber alsobald ließ sich wieder die flehentliche Stimme des Knaben hören: „Fahr zu, Mama, o bitte, bitte, fahr zu!“

Und mutig, ohne einen Seufzer, setzte sie aufs neue ihren Weg fort. Nie hätte sie gewagt, Mario allein mit der Magd Grazietta auszuschicken; zu zweien aber konnten sie ihn nicht begleiten, denn es war immer Arbeit im Hause,

und sie hätte auch die Wohnung nicht unbewacht lassen mögen. So ließ sie denn an jenem Tag, wie an so vielen andern, den schweren Kinderwagen die Treppe hinunter bis vor die Thür bringen, wo der Knabe freudig hineinsprang und sich mit einem wahren Wonnegefühl auf die Polster warf. Die Mutter hatte sich ihr Hütchen aufgesetzt, Handschuhe angezogen und eine Decke auf die Kniee des Knaben geworfen, während Grazietta, die vierzigjährige Magd, schweigend dabeistand und zusah.

„Gennaro Campanile wird kommen, das Büchergestell anmachen," sagte die Herrin mit sichtlicher Anstrengung. „Paß auf, sei auf deiner Hut."

Graziettas Lippen kräuselten sich zu flüchtigem Lächeln, denn das Grauen ihrer Herrin war ihr wohlbekannt. Sie selbst aber war die Frau eines Galeerensträflings, der im Streit einen Totschlag begangen hatte. Treu und schweigsam war sie ihm überall hin gefolgt, von Portolongone nach Ischia, von Ischia nach Nisida und hatte alles aufgeboten, sich auf derselben Insel einen Dienst zu verschaffen, was ihr auch stets wie durch ein Wunder ihrer Willenskraft und ihrer Hartnäckigkeit gelang. So konnte sie, was sie verdiente, sowie den Löwenanteil ihrer Kost ihrem Manne zukommen lassen, und dieses Opfer brachte sie in aller Stille, ja fast heimlich, so groß war ihre Furcht, von der Insel weggeschickt zu werden. Der Sträfling, ein starker, untersetzter Mann von wildem Aussehen, kam vorsichtig an das Küchengitter zu ebener Erde, um einen verdeckten Teller, Brot und Obst zu holen, sich damit in einen Winkel zu schleichen und die Speisen gierig zu verschlingen, während sie fast nüchtern, aber glücklich ins Haus zurückkehrte. Und wenn ihre Herrin unwillkürlich ihr Grauen vor den Sträflingen kundgab, so schüttelte Grazietta wie in überlegener Nachsicht mit der jugendlichen Unerfahrenheit der jungen Frau den Kopf; war sie doch überzeugt, daß der Totschlag keine

Schuld, sondern nur ein Unglück sei, das jedem widerfahren könne.

„Wohin willst du fahren?" fragte die Mutter ihr Söhnchen, bevor sie sich auf den Weg machte.

„Da hinunter," antwortete der Knabe, vor sich hinzeigend.

Die Straßen von Nisida waren breit angelegt wie die einer kleinen Stadt, mit ungepflastertem Fußsteig und hie und da von Akazienbäumen beschattet, die bis in den Oktober hinein grün blieben. Unter den Häusern fielen die ein- bis zweistöckigen Wohnungen der Beamten, der Verpflegungskommissäre, der Fabrikaufseher und Kerkermeister durch ihr hübsches, schmuckes, lauschiges Aussehen auf, während in ihrer Mitte die Gebäude des Bagno, die Schlaf- und Speisesäle, die Werkstätten, Galerien, Krankensäle und Kerker sich hoch und düster gleich einem Felsen über all die kleinen Landhäuser erhoben. Von Zeit zu Zeit öffnete sich dem Auge an einer Ecke der Straße, die um Nisida herumführt, zwischen freundlich lächelnden Häusern und frischen grünen Bäumen hindurch ein weiter Ausblick auf das sonnbeglänzte Meer, und der Knabe, der in seinem kleinen Wagen saß, öffnete fast lachend seine großen Augen und murmelte leise: „Dahin, dahin . . ."

Die Mutter stieß langsam den Wagen vor sich her, denn sie fühlte sich infolge einer übermäßig erregten Reizbarkeit außerordentlich entkräftigt und einer Ohnmacht nahe. Gedankenlos grüßte sie die wenigen Frauen oder Mädchen, denen sie begegnete und welche zusammen mit den Gattinnen der Offiziere die Insel bewohnten, und während sie so Schritt für Schritt weiterfuhr, heftete auch ihr Blick sich auf das große, weite Meer, von dem ihr kleiner Sohn die langen Stunden träumte. Hie und da kam auch ein Soldat vorüber oder ein Sträfling, der frei umhergehen durfte, und dann erwiderte sie dessen Gruß mit flüchtigem Neigen

des Hauptes, während der Kleine lächelnd mit der Hand winkte. Aber an einem gewissen Punkte angelangt, fühlte sie sich doch von Mattigkeit überwältigt; sie mußte die Handhabe des Wagens loslassen und sich bleich, fast ohnmächtig auf eine Steinbank niedersetzen. Es war ein einsamer Ort, da wo die Häuser aufhören und das freie Feld beginnt. Der Knabe blickte auf seine Mutter, die ganz bleich mit halbgeschlossenen Augen dasaß, und wagte, eingeschüchtert und furchtsam, kaum mehr zu bitten: „O fahr doch weiter, Mama! . . .“

„Gleich, gleich,“ sagte sie so leise, daß es wie ein Hauch über ihre Lippen kam und der Kleine sie nicht hörte.

„Vostra Eccellenza,*) darf ich den Wagen fahren?“ ließ sich auf einmal eine männliche, aber demütige Stimme hören.

Woher war dieser Galeerensträfling mit dem milchweißen Gesicht und den hellblauen Augen so urplötzlich aufgetaucht? Was verlangte, was wollte er? Sie sah ihn erschreckt und wie aus einem Traum erwachend an, als wäre er ein Gespenst.

„Der piccerillo**) ist schwer,“ murmelte der Sträfling demütig, „und der Wagen ebenfalls. Darf ich ihn fahren, Vostra Eccellenza?“

Jetzt verstand sie, und mit zusammengepreßten Lippen aufs neue erblassend, sagte sie: „Nein.“

Er sah sie einen Augenblick lang schweigend an, dann begann er abermals demütig, aber mit eigensinniger Beharrlichkeit: „Die Anstrengung ist viel zu groß für Sie. Lassen Sie mich ihn tragen, den piccerillo.“

---

*) Euer Gnaden.

**) il piccerillo soviel wie il piccino: der Kleine.

Anm. d. Uebers.

„Nein,“ wiederholte sie zornig.

„Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie meine Dreistigkeit; aber ich könnte ihn ohne Mühe tragen, den piccerillo. Sie brauchen sich nicht vor mir zu fürchten,“ schloß er mit so viel Weichheit in der Stimme, daß es wie Thränen durch dieselbe klang.

„Ich fürchte mich vor nichts,“ sagte sie trocken, indem sie sich erhob. „Aber ich will nicht, daß Ihr den piccerillo tragt.“

Zugleich stand sie entschlossen auf und begann mit fast übermenschlicher Anstrengung den Wagen aufs neue zu schieben. Er machte eine ausdrucksvolle Bewegung mit den Armen, wobei die Kette am Gürtel unheimlich klirrte, aber sagte nichts weiter, sondern sah schweigend zu, wie Mutter und Sohn sich entfernten. Sie bebte noch vor Zorn, als fühle sie sich selbst durch die Demut, womit jener Verbrecher ihr seine Dienste angetragen hatte, beschimpft. Jetzt befanden sie sich auf offenem Felde, an einem kleinen Fußweg mitten in den Wiesen, wo die Pferde einiger Offiziere grasten, sowie diejenigen, welche dazu dienten, die Lebensmittel von der Küste vermittelst Karren heraufzuschaffen.

„Mama,“ ließ sich jetzt Mario nachdenklich hören.

„Was willst du?“

„Warum hast du dem Sträfling ‚nein‘ gesagt?“

„Weil ich es für gut hielt.“

Der Knabe fühlte, daß die Stimme seiner Mutter zitterte, und fragte daher nicht weiter; nach einer Weile aber bemerkte er: „Jetzt wirst du müde sein, Mama.“

„Nein, mein Herz.“

„Hebe mich heraus, Mama, ich will gehen.“

„Bleibe sitzen, mein Herz, wir wollen noch weiter fahren, ich ruhe mich später aus.“

So fuhren sie schweigend noch ein Weilchen fort. Sie

waren schon an drei oder vier Schilderhäuschen vorbeigekommen und der Knabe hatte jedesmal lächelnd zu den Soldaten aufgeblickt.

„Mama,“ sagte er jetzt abermals.

„Was willst du, mein Herz?“

„Weißt du, der Sträfling wollte mich herumtragen, weit fort!“

„Ja, ich weiß.“

„Er ist ein armer Mensch,“ bemerkte das Kind, indem es der Mutter ins Gesicht sah.

„Wer hat dir das gesagt?“

„Papa hat es gesagt,“ antwortete er triumphierend.

Sie senkte den Kopf, ohne etwas zu entgegnen.

„Sind auch die Soldaten arme Menschen?“ fragte der Knabe, nachdem er sich abermals besonnen hatte.

„Die Soldaten sind rechtschaffene Menschen,“ erwiderte sie sogleich.

„Also,“ sagte der Kleine, „die Sträflinge sind arme Menschen, und die Soldaten sind rechtschaffene Menschen. Und was bin ich, Mama, der piccerillo?“

„Mein lieber, lieber, kleiner Sohn,“ antwortete sie, indem sie ihn umarmte und zärtlich küßte.

Sie waren jetzt auf einer frischen, grünen, blumenübersäcten Wiese angelangt, die durch eine kleine Mauer in halber Mannshöhe von einem andern Stück Land daneben getrennt war. Die Mutter blieb stehen und ließ sich, von Müdigkeit überwältigt, auf den Rasen niederfallen, während der Knabe sinnend — fast zu ernst, zu nachdenklich für sein Alter — auf Gras und Blumen und das Meer hinunterblickte. Der Duft der Pfefferminze, desjenigen Krautes, das am meisten auf der Insel Nisida verbreitet ist, erfüllte die Luft und vermischte sich mit dem scharfen Geruch der Rosen, jener Monatsrosen, welche an einem kurzen Tage ihr duftiges Blumenleben aushauchen.

Cäcilie erholte sich von ihrer Müdigkeit, während der Knabe in seinem Wagen beinahe eingeschlummert war.

„Was für ein Blumenduft,“ sagte sie wie zu sich selbst.

Eine Menge Blumen blühten auf der Wiese, wo Mutter und Sohn ruhten, jenseits der Mauer aber standen wohl noch mehr; war es vielleicht ein Garten, den man durch eine Scheidewand abgeschlossen hatte? Neugierig erhob sie sich, und nun bot sich ihren Augen, in denen sich zuerst Staunen, dann Schreck widerspiegelte, ein schmerzlich-grausiges Schauspiel dar.

Ein großes, abschüssiges Stück Land, das nur dürftig von einer schon hier und dort in Schutt zerfallenen Mauer umschlossen war, zeigte sich vom Unkraut, das überall Wurzel gefaßt hatte, überwuchert, von Wind und Regen unterwühlt, und das elende Pfahlwerk wehrte weder Tieren noch Menschen mehr den Zutritt, ja bezeichnete vielleicht nicht einmal mehr die Grenze der Einfriedigung. Im Innern wucherte das Gras in ungleichmäßigen Massen auf eigentümlich unebenem Boden — auf einem Boden, der wellenförmig auf und nieder stieg, fast wie ein sturmbewegtes Meer; zwischen dem Gras drängten sich Büschel von Monatsrosen hervor, an Stelle der abgeblühten Mohnblumen, von denen nur noch die schwarze, dürre Kapsel mit dem schlafbringenden Samen auf dünnem Stengel zu sehen war. Ein durchdringender Wohlgeruch von wilden Kräutern und Rosen stieg von der Erde auf, jener herbe Duft, wie man ihn in der Wildnis findet, die seit Monden und Jahren von keinem menschlichen Fuß betreten wurde, wo die Natur einsam hinschmachtet, wo sie sterbend und wieder erwachend, frei, aber vergessen, verlassen und bisweilen verflucht überwuchert. Cäcilie blickte erstaunt und wie suchend umher, als wolle sie das Geheimnis dieses eigentümlichen, wellenförmig bewegten Grundstückes ergründen, das zwar von einer Mauer eingefaßt war, aber dennoch von

den Menschen verlassen schien. Und ihr suchendes Auge traf an verschiedenen Punkten des Erdreichs auf kleine hölzerne Kreuze, die meist schwarz gewesen sein mochten, jetzt aber durch Alter und Unwetter entfärbt und verkritzelt dastanden, an einigen war ein gelbliches, schmutziges Zettelchen zu sehen, worauf mit großen, unsicheren Buchstaben zwei Namenszüge und eine Nummer gemalt waren ... die Nummer, die der Tote bei seinen Lebzeiten getragen hatte, die ihm von der menschlichen Gerechtigkeit an seines Namens Statt zuerteilt worden war. Die Kreuze schienen ohne Ordnung, wie von der Laune des Windes und der Vergessenheit der Menschen umhergestreut; vielleicht waren sie schon einmal zur Erde gefallen, wieder aufgehoben und dann aufs Geratewohl an der ersten besten Stelle aufgepflanzt worden, wo vielleicht von dem Körper, den sie mit ihrem kleinen heiligen Schatten bedecken sollten, keine Spur mehr vorhanden war.

Aber Cäcilie blickte noch immer suchend umher, als sage ihr ein heimliches Vorgefühl von Schmerz und Schreck, daß sie noch mehr entdecken sollte. Und wirklich traf ihr spähender Blick zwischen dem gelblichen Erdboden und dem grünen Rasen auf etwas Weißes, das wie ein Stück alten Elfenbeines erglänzte ... auf einen menschlichen Knochen. Schlecht bestattet, nur unvollkommen mit Erde bedeckt, kamen diese Toten durch die natürliche Bewegung des keimetreibenden Bodens und der Zersetzung aus ihren zerfallenen Särgen wieder auf die Erde zurück, wo ihre weißen Gebeine sich im Regen badeten, wo die weißen Gebeine der Toten in der Sonne erglänzten. Der Friedhof der Galeerensträflinge wurde von keinen Totengräbern in stand gehalten. Neben der wohlriechenden Blüte der wilden Minze, unter den breit entfalteten, halb entblätterten Monatsrosen sproßten diese sonderbaren menschlichen Schößlinge hervor, und kein mitleidiger Spaten gab sie der Mutter Erde zurück. Hier und dort, an allen Ecken und Enden

keimten sie so übermächtig, so üppig hervor, daß es schien, als hätten sie die Erde mit Gewalt durchbohrt, und das erschreckte Auge beinahe fürchtete, das ganze Gerippe sich vom Boden abheben und vor sich auftauchen zu sehen. Mit weit geöffneten Augen starrte Cäcilie auf diesen schauerlichen Totengarten hin, wo die Züchtigung der Welt sich noch nach dem Tode offenbarte, wo sie dem Leichnam des Mörders selbst die Barmherzigkeit eines tiefen Grabes, selbst jene Pflege verweigerte, die man jedwedem andern Toten gönnt, ja selbst die letzte Ruhe der ihres Fleisches entkleideten Gebeine. Nicht einmal ein Sträflingsgärtner sorgte für den Friedhof der Galeerensträflinge; hastig wurden die Toten zwischen vier lose zusammengefügte Bretter gelegt, und niemand kam dann mehr, weder nach den Gräbern zu sehen, noch zu beten, die Gebeine aber kehrten, wie von einem letzten herben Wunsch dieser toten Gefangenen nach Freiheit getrieben, wieder ans Licht zurück. Cäcilie fühlte ihr Herz von mitleidsvoller Qual zerrissen, und zugleich stieg ein entsetzlicher Gedanke wie eine Erscheinung vor ihrem Geiste auf. Sie sah sich selbst, ihren Gatten und ihr Kind gestorben und auf diesem Felde, das von Gott und Menschen verflucht schien, ohne Sorgfalt noch Barmherzigkeit verscharrt, inmitten der wildwuchernden Pflanzen, in der der Sonne und dem Wind schonungslos ausgesetzten Erde ... und sie sah die drei verlassenen Gerippe sich aus dem Boden erheben, um ihre Gebeine zwischen denen der Diebe und Mörder ans Tageslicht zu bringen. Ein tiefer Schmerzensschrei wollte sich ihrer angstgepreßten Brust entringen, aber sie erstickte ihn und fiel bleischwer, mit dem Gesicht nach unten, neben der kleinen Mauer auf den Rasen hin. — — — — —

Als sie wieder erwachte und die Augen öffnete, vernahm sie inmitten der großen Stille nur ein leises Geräusch. Ihr kleiner Junge lag noch immer auf seinem Wagen ausgestreckt, aber er hatte die Augen geöffnet und lächelte, lächelte mit

Mund und Augen dem großen Galeerensträfling mit den roten Haaren und dem milchweißen Gesicht zu, der auf dem Boden liegend ihm mit einem breiten Rebenblatt Kühlung zufächelte und die Fliegen abwehrte. So oft der grüne Fächer sich über seinem Kopfe hin und her bewegte, schloß das Kind die Augen und öffnete sie dann wieder, still vor sich hin lächelnd. Zweimal hatte er auf seine im Grase liegende Mutter hingeblickt und dabei gesagt: „Leise, Mama schläft!“ worauf der Sträfling sein Weinblatt noch geräuschloser als zuvor hin und her bewegte.

So auf den Rasen hingestreckt machte der große in rötliche Leinwand gekleidete Körper den Eindruck eines gutmütigen, kindlichen Kolosses, während die etwas weiter zwischen Blumen hingeworfene rote Mütze mit der Nummer 417 wie eine riesige spät aufgeblühte Mohnblume erschien.

Cäcilie empfand, als sie erwachte, nichts als eine unendliche Schwäche. Auf den Ellbogen gestützt, blickte sie ohne Zorn noch Furcht nach ihrem Sohne und dem Sträfling. Rocco Traetta hatte sich erhoben und stand nun, verlegen das Weinblatt zwischen seinen Fingern drehend, da. Die Erinnerung dessen, was sie gesehen hatte, kehrte vollständig in Cäciliens Gedächtnis zurück, aber ohne ihr Furcht oder Schrecken einzuflößen; nur ein leichter Schauder überlief sie noch.

„Wir wollen gehen,“ sagte sie, indem sie aufstand und mit einer sanften Handbewegung Rocco den Kinderwagen anwies. Der Sträfling hob rasch seine Mütze auf und begann fröhlichen Herzens den Wagen zu schieben, indes sie, von ihrer Schwäche bezwungen und gedemütigt, langsamen Schrittes folgte.

Drittes Kapitel.

Langsam schritten an jenem Novembernachmittage der Kapitän Gigli, Direktor des K. Bagno Nisida, und der königliche Gefängnisinspektor Colonna, leise miteinander sprechend, durch die Straßen der Insel. Der Inspektor hielt sich seit mehreren Tagen in Nisida auf und wohnte im Hause des Direktors. Er war ein äußerst gewissenhafter, methodischer Piemontese in den Fünfzigern, der seinem Amte etwas zunftmäßig und mit großer Genauigkeit nachkam, indem er sich nach allem erkundigte, über alles sprechen wollte und die geringsten Dinge zergliederte. Der Kapitän Gigli wich dem Inspektor nicht von der Seite und beugte sich ruhig, ehrerbietig und dienstbeflissen seinen Wünschen, indem er ihm alle Nachrichten und Erklärungen, alle Verzeichnis- und Rechenbücher an die Hand gab, damit sein Bericht über Nisida ein vollständiger werde.

„Im allgemeinen scheint mir, als seien Sie zufrieden," bemerkte der Inspektor mit jenem Kehlaccent, der auch sympathisch klingen kann.

„So ziemlich, Commendatore*). Man trägt alles leichter, wenn man seine Pflicht mit Ergebenheit thut."

„Sie bleiben also gern hier?"

„Solange man mich hier bleiben heißt," murmelte er ein wenig zögernd.

„Ich glaube, daß Ihre Frau sich hier nicht ebenso wohl fühlt," bemerkte Colonna weiter.

„Es ist wahr," antwortete Gigli mit großer Weichheit im Ausdruck, „sie hat eine etwas zarte Gesundheit und eine lebhafte Phantasie; daher war ihr begreiflicherweise unsre Umgebung anfangs unerträglich."

---

*) Titel der Ritter des Komthurkreuzes. Anm. d. Uebers.

„Und jetzt hat sie sich daran gewöhnt?“

„Ein wenig, wie mir scheint. Freilich ist es mir unmöglich, einen von Natur aus schwermütigen Charakter umzubilden; sie scheint jetzt sogar trauriger als früher, aber sie hat sich in ihr Schicksal ergeben ... sie besitzt ein Herz voller Güte.“

„Sie sollten sie vielleicht nach Neapel schicken,“ fügte der Inspektor hinzu, ohne auf die Antwort, die eine gewisse Bewegung verriet, weiter einzugehen.

„Meine Mittel erlauben es nicht,“ entgegnete der Kapitän kurz.

Dann schwiegen sie. Sie waren an einem kleinen Platze angelangt, wo sich ein neuer, von den Sträflingen selbst errichteter Bau erhob. Diese kamen, gingen und stiegen, Eimer voll Kalk tragend und sich unter der Last der Steine beugend, lebhaft die Treppen auf und ab.

„Arbeiten sie gerne?“ fragte Colonna.

„Nicht alle. Ich habe an die fünfzig der Unbändigsten und Gefährlichsten, bei denen es mir unmöglich ist, sie zur Arbeit anzuhalten.“

„Haben Sie Zwangsmaßregeln angewendet?“

„Jawohl, aber sie wurden dadurch nur erbittert, ohne sich gefügiger zu zeigen.“

„Was für Beweggründe mögen sie leiten? Können Sie es sich erklären?“

„Es sind diejenigen der Verurteilten, welche immer ein unstetes Leben geführt, sich mittels Raub und Diebstahl erhalten haben. Solchen scheint die Arbeit unerträglich; ich werde jetzt einen von ihnen rufen.“

Und indem er sich nach einem der Sträflinge umwendete, der auf einem Steine sitzend ein großes Stück Brot zerkaute, rief er: „Calamà!“

Dieser aber drehte sich nicht einmal um, beim zweiten

Ruf so wenig wie beim ersten, bis Gigli endlich mit unterdrücktem Aerger rief: „Ingannalamorte!“*)

Nun stand der Sträfling auf. Er war klein und untersetzt mit vorstehendem Bauch und unschön kurzen Beinen; in seinem dicken Kopfe mit der Stumpfnase und den groben borstigen Haaren, die wie eine Kratzbürste von der Stirn aufwärts stiegen, saßen ein paar weißliche Augen. Er behielt die Mütze auf und fuhr fort zu essen, kurz er zeigte sich in keiner Weise von Giglis und Colonnas Gegenwart eingeschüchtert.

„Wie heißt Ihr?“ fragte der Inspektor streng.

„Ingannalamorte,“ antwortete der Sträfling mit heisrer Stimme.

„Habt Ihr keinen andern Namen?“

„Der gilt nicht,“ entgegnete der andre verächtlich.

„Warum wollt Ihr nicht arbeiten?“

„Ingannalamorte hat niemals gearbeitet.“

„Dennoch hat Euch das Gesetz zur Zwangsarbeit verurteilt.“

„Das Gesetz kann mich zwingen, dazubleiben, dagegen läßt sich nichts machen. ... Aber beim Teufel, es soll nicht mehr lange dauern.“

„Laßt das Fluchen sein. Ihr habt die Verpflichtung, zu arbeiten.“

„Hier bleiben, gut, dagegen kann ich nichts thun; auch die Kette muß getragen sein, das ist ein Geschenk Vittorios. Aber mich abschinden, bei Gott, nein, niemals!“

Der Sträfling sprach diese Worte mit unheimlichem Nachdruck.

„Es könnte doch ein schöner Vorteil für Euch daraus erwachsen, wenn Ihr arbeiten wolltet,“ sagte der Inspektor.

---

*) Ingannalamorte: so viel wie Totverspotter.

Anm. d. Uebers.

„Was für ein Vorteil? Meine zwanzig Jahre muß ich so wie so absitzen. Aber wer weiß, ob ich sie absitze!...“ fügte er in herausforderndem Tone hinzu.

„Wieso?“

„O! Bis dahin kann noch allerhand geschehen. Ich kann sterben; oder ich kann auch ausreißen...“

„Von Nisida entkommt man nicht,“ wandte sanft, aber fest der Kapitän Gigli ein.

„Doch, doch, man entkommt,“ sagte triumphierend der Sträfling ... „oder man stirbt. Aber einer, sehen Sie, Eccellenza, ist doch entflohen.“

Der Inspektor sah den Direktor fragend an, und dieser erwiderte seinen Blick bejahend.

„Ein einziger, es ist wahr,“ fuhr trotzig der Verbrecher fort, „aber was einem gelungen ist, macht auch ein andrer nach. Alles kommt darauf an, keine Memme zu sein, wie die andern, und den Sprung zu wagen. Und ist es denn gesagt, daß das Gesetz ewig dauert, daß die Regierung unumstößlich ist?“

„Genug,“ entgegnete streng der Inspektor. „Ich werde Eure Insubordination vermerken.“ Der Sträfling zuckte die Achseln und entfernte sich.

„Nicht zu bändigen, nicht zu bändigen,“ sagte Gigli. „Und von dieser Art habe ich wenigstens fünfzig hier.“

„Haben sie sich nie empört?“

„Ja, einmal.“

„Nur einmal?“

„Sie halten sich alle für große Männer und thun sich etwas darauf zu gut, das Gesetz und ihre Verurteilung zu verachten; darin möchte jeder der erste sein und darum werden sie nur schwer untereinander einig. Dies aber gibt mir ihnen gegenüber eine Waffe in die Hand.“

„Dessenungeachtet haben sie sich empört?“

„Ja.“

„Ward der Aufruhr sogleich unterdrückt?"

„Nicht sogleich."

„Waren schlimme Folgen dabei zu verzeichnen?"

„Ich wurde durch einen Steinwurf am Kopfe verwundet."

„Begaben Sie sich unter die Aufständischen?"

„Ja," erwiderte der Kapitän einfach.

„Und wie ergaben sie sich?"

„Ich sprach zu ihnen und ließ sie ihre Forderungen auseinandersetzen. Sie wollten ihre Familien öfter sehen, monatlich einmal, statt nur jeden zweiten Monat. Es war kein unbilliges Verlangen und deshalb gewährte ich es ihnen."

„Sie thaten wohl daran. So kommen also die Familien der Gefangenen öfter zu Besuch?"

„Nein, es kommen nur wenige, und diese selten genug. Es sind Verbrecher aus entfernten Provinzen hier, die nie einen Besuch empfangen; andre, die aus Neapel sind, sehen ihre Angehörigen alle sechs Monate einmal. Noch andre . . . haben im Schoß ihrer eignen Familie gemordet, und zu ihnen kommt natürlich niemand. Ich habe hier einen gewissen Rocco Traetta, Sciurillo genannt, der seinen Vater ermordet hat, einen jungen, ruhigen Menschen, der unaufhörlich an seine Mutter schreibt und sie beschwört, ihn aufzusuchen. Die Briefe gehen durch meine Hände und sind manchmal herzzerreißend."

„Und ist die Mutter gekommen?"

„Nein, niemals. Sie hat die Briefe des Vatermörders nicht einmal beantwortet."

„Das war vorauszusehen," versetzte der strenge Piemontese.

„Wer weiß," sagte Gigli nachdenklich. „Die Mütter sind so unberechenbar und bisweilen ungeheuerlich in ihrer Liebe. Selbst ich habe es für möglich gehalten, daß sie

kommen würde, und ihr Sohn glaubt heute noch daran; er meint, seine Briefe seien verloren gegangen, oder die Mutter habe zu thun und könne ihn deshalb nicht besuchen, oder das Geld fehle ihr, nach Nisida zu reisen, oder aber sie müsse jeden Augenblick ankommen."

„Erzählt Ihnen der Traetta alles dieses?"

„Nicht mir, aber meinem Kleinen," antwortete Gigli lächelnd.

„Ihrem Kleinen?"

„Ja, Traetta ist immerwährend um ihn und zeigt eine Liebe und Treue, wie sie große Hunde bisweilen für die Kinder haben."

„Und Sie lassen ihn mit dem Kinde zusammen?"

„Ja. Ich glaube, daß es immer besser ist, auch diese Unglücklichen als Menschen und Christen zu behandeln. Wer könnte einem kleinen, unschuldigen Wesen Schaden thun? Das Kind lernt menschlich fühlen; für den andern aber ist es eine Art Trost."

„Sie haben eigentümliche Ideen," bemerkte der Inspektor mit ungläubigem Lächeln.

Unterdessen waren sie an ein Thor des großen Gefängnisgebäudes gelangt, wo sie die Krankensäle im obersten Stockwerk besichtigen wollten. Indem sie hinaufstiegen, begegneten ihnen Sträflinge, die Gläser und Teller trugen.

„Ich weise ihnen den Dienst bei den Kranken im kleinen Hospital an."

„Halten Sie das für gut?"

„Die Sträflinge untereinander verständigen sich besser. Die fortwährende Gegenwart der Gefangenwärter erbittert auch die Ruhigsten, den Kranken erspare ich sie gern."

„Sie werden häufig Simulanten haben?"

„O ja; aber das ist eine Täuschung, der man leicht auf die Spur kommt."

Das Krankenhaus der Galeerensträflinge bestand aus

einem einzigen großen Saale mit vier mächtigen Fenstern, die sich nach dem Meere hin öffneten. Der Fußboden war aus festgestampfter, dunkelschwarzer Erde, die Wände einfach mit Kalk geweißt, die Betten dagegen besser als die der Gesunden, ohne den gewöhnlichen weiß und blau gestreiften, mit raschelnden Maisblättern hochangefüllten Strohsack, sondern mit einer dünnen Wollmatratze und weniger groben Leintüchern versehen. Acht oder neun Kranke lagen bleich, unbeweglich und schweigsam in ihren Betten und schauten träumerischen Auges aufs Meer hinaus. Einer von ihnen, mit gelblichem, abgezehrtem Gesicht, rief den Direktor mit schwacher Stimme an.

„Herr Direktor, Herr Direktor! Warum lassen Sie mir nicht aus Barmherzigkeit ein Stück Fleisch geben? Ich habe so lange, so lange keines mehr gegessen!“

„Wenn der Arzt es verordnet hat, sollt Ihr es haben.“

„Gewähren Sie mir noch eine Bitte: lassen Sie mein Bett umstellen, damit ich das Meer sehen kann. Hier kehre ich ihm den Rücken und fühle mich wie erdrückt ... ich kann kaum atmen!“

So klagte er mit seiner dünnen, schwachen, weinerlichen Stimme, indem er von Augenblick zu Augenblick aufseufzte, Bitten und Worte beständig wiederholte und seinen abgemagerten Kopf hin und her bewegte. Die andern Kranken, die schwiegen, blickten erstaunt und wie angewidert zu ihm hinüber, während der Inspektor von einem Bett zum andern ging und alles still betrachtete. Der wimmernde Sträfling aber schien beharrlich noch etwas zu vermissen.

„Ach, nicht einmal rauchen können, um die paar Bohnen, die man bekommt, zu verdauen; in dieser schönen Meerluft nicht einmal seine Pfeife rauchen zu können!“

„Habt Ihr keinen Tabak?“ fragte ihn der Kapitän Gigli äußerst geduldig.

„Wer sollte ihn mir geben? Wer würde ihn mir Armen

geben wollen? Wenn meine Frau, die gute Seele, noch lebte, sie würde mir wohl ein paar Soldi schicken. . . ."

„Wenn Ihr Euch gut aufführt und Euch nicht immerfort, wie jetzt, vom Morgen bis zum Abend beklagt, gleichviel ob es Euch gut oder schlecht geht, so werde ich Euch Tabak geben."

„Habe ich etwa keinen Grund zu klagen, Herr Direktor?" fuhr der Sträfling stöhnend fort. „Sie sind gütig, dagegen läßt sich nichts einwenden; aber scheint Ihnen dies ein menschenwürdiges Dasein? Und diese Kette, die wir nie abnehmen können, selbst dann nicht, wenn der Herr uns mit Krankheit züchtigt. . . . O diese Kette, diese Kette! O daß ein Engel käme und mich von ihr befreite!"

Er stöhnte noch immer, aber kaum hatte er die Kette genannt, als sich der Brust eines jeden Kranken ein tiefer Seufzer entrang, denn sie alle fühlten ja das schwere kalte Eisen an ihrem Körper.

„Er ist entsetzlich lästig," sagte der Kapitän Gigli; „aber er ist immer krank, und daher mache ich ihm hie und da ein Zugeständnis."

„Ist seine Frau gestorben, solange er hier war?" fragte der Inspektor, während sie die Treppen wieder hinabstiegen.

„Er hat sie umgebracht. Er war ein Eishändler aus Caserta, wo sie ihn Ciccio, den Eisverkäufer, nannten. Um die großen Eisblöcke zu zerhauen, bedient man sich dort zu Lande einer breiten, scharfen Axt. Mit einer solchen Axt hat er seiner Frau beinahe den Kopf vom Rumpfe abgetrennt."

„Aus Eifersucht?"

„Ja, wegen eines Korporals. Man nahm ihn sogleich gefangen, und als er erfuhr, daß seine Frau gestorben sei, weinte er wie ein Kind. Auch hier weint er noch manchmal und schreit und jammert dann, daß er ihr lieber hätte

vergeben sollen, daß er ihr verzeihe und wünsche, sie könnte wieder auferstehen, um für immer bei ihm zu bleiben."

„Er muß überaus lästig sein," bemerkte der Inspektor, indem er den Weg nach den Verwaltungsbüreaus einschlug.

Langsam und schweigend schritten sie nebeneinander her. Mild und weich war die Dämmerung hereingebrochen, und der graue Novembertag schien sich noch in letzter Stunde aufzuhellen.

„Wie viele große Fenster, die aufs Meer gehen!" sagte der Inspektor Colonna wie zu sich selbst — „und die ganze Insel scheint so günstig für die Landung sowohl wie für die Flucht. Wie kommt es, daß die Sträflinge nicht ans Entfliehen denken?"

„Alle denken sie daran," sagte leise der Kapitän Gigli. „Die Ruhigsten, die Arbeitsamsten, die Gleichgültigsten, die Zerstreutesten, die Heuchlerischsten . . . sie alle denken unausgesetzt daran. Dazu kommt, daß sie sich einbilden, frei zu sein, weil ich sie überall frei umhergehen lasse. Sie werden jederzeit solche unter ihnen finden, die in den Anblick des Meeres vertieft sind, und ich errate dann leicht aus ihrem In-sich-gekehrt-sein, aus der tiefen Falte zwischen ihren Brauen, daß sie im Geiste die Tiefe des Wassers und die Entfernung von hier nach den Bagnoli zwischen Nisida und Procida berechnen."

„Die Insel scheint indessen wenig bewacht zu sein."

„Es scheint so," versetzte der Direktor lächelnd, „aber kommen Sie einmal, die Höhe zu betrachten."

Damit führte er ihn durch zwei Straßen hindurch bis zur höchsten Erhebung der Insel. Es war eine schwindelerregende Höhe, von wo aus das Meer wie ein Abgrund heraufgähnte.

„So ist es ringsherum," sagte er, „und alle hundert Schritt steht Tag und Nacht ein Soldat auf der Wacht. Bei Nacht verdoppeln sich die Wachen und rufen sich jede Viertelstunde an. Ein Entweichen scheint jenen Unglücklichen

die leichteste Sache von der Welt, bis sie an diesen Abhang kommen, von dem aus sie sich ins Meer hinabstürzen müssen. Der Sprung in die Tiefe flößt ihnen zu viel Grauen ein; einer von ihnen ist einmal ohnmächtig im Grase gefunden worden.“

„Und dennoch wurden Fluchtversuche gemacht?“

„Gewiß, acht oder zehnmal. Aber die Wachen ertappten mindestens die Hälfte der Flüchtlinge, ehe sie dazu kamen, sich ins Meer zu werfen, und von den andern vier ist ein einziger entkommen.“

„Und sie haben ihn nicht wieder eingefangen?“

„Nein, es war ein neapolitanischer Fischer aus Santa Lucia ... von denen, die schon als Kinder auf den Grund des Meeres tauchen, um einen Soldo heraufzuholen. Sie sind Taucher von Kindesbeinen an und werden sommozzatori*) genannt. Wir sind ihm nie mehr auf die Spur gekommen, er muß auf irgend einem Handelsschiff ins Ausland entflohen sein.“

„Und die andern drei?“

„Sind alle umgekommen. Mir sagte damals eine von den Wachen, der Schrei, den sie gehört, während einer der Flüchtlinge sich herunterstürzte, sei so herzzerreißend gewesen, daß er sogleich gewußt, er habe sich beim Sprung den Tod geholt. In der That fanden wir die Entronnenen immer den Tag danach tot auf den Klippen.“

„Das wird für die Zurückbleibenden eine heilsame Warnung gewesen sein.“

„Wir haben die zerschmetterten Körper zurückgebracht, und das hat großen Schrecken unter ihnen verbreitet; aber dessenungeachtet träumen sie noch immer von Entfliehen! Das Gefühl, womit sie am meisten zu kämpfen haben, ist

---

*) Von sommozzare, im neapolitanischen Sprachgebrauch s. v. w. tuffarsi, untertauchen. Anm. d. Uebers.

eben die Todesfurcht. Der Gedanke, hier als Galeerensträfling zu sterben, erfüllt sie mit Entsetzen, und ich muß sagen, daß der Anblick unsres Kirchhofs grausenerregend ist. Trotz aller meiner Bemühungen habe ich nicht einen Sträfling, nicht einen Soldaten finden können, der sich dazu verstanden hätte, die Aufsicht über unsern kleinen Friedhof zu übernehmen. Die Mauer, die ihn umgibt, ist an mehreren Stellen zerfallen, aber keinen unsrer Maurersträflinge konnte ich dazu bringen, sie wieder aufzurichten. Ich habe sie gestraft, aber ohne jeden Erfolg. Auch die Soldaten hegen Abscheu davor, das Amt der Schergen, das sie hier versehen, macht sie ohnehin schwermütig, und ich mag ihnen keine noch traurigere Pflicht aufbürden. Hingegen wünsche ich von meinen Vorgesetzten die Ermächtigung, einen Aufseher — etwa irgend einen Bauer — anzustellen. Aber in Bezug hierauf wurden meine Briefe niemals beantwortet. Und dennoch versichere ich Ihnen, Herr Inspektor, daß der bloße Anblick dieses entsetzlichen Friedhofs den Sträflingen jede Scheu vor der gefährlichen Flucht benimmt. Sie sollten sich bei Gelegenheit Ihres Berichts der Sache annehmen."

„Ich werde sehen, ich werde es mir überlegen," antwortete Colonna ausweichend.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem kleinen Altan des Hauses, von wo man zwischen zwei gegenüberstehenden Gebäuden hindurch ein Stück Meer erblickte, war ein Leinwandzelt errichtet, das vor Sonne und Feuchtigkeit schützte. Wenn über den kleinen Mario jene Abspannung kam, welche eine Folge seiner allgemeinen Schwäche war, wenn er zu gewissen Stunden alles von sich wies und weder spielen noch ausgehen, weder schlafen noch spazierenfahren wollte, sondern sich schweigsam in die schwermütige Betrachtung von Dingen vertiefte, die sich selbst dem ahnungsvollen Auge der Mutter entzogen, dann wurde er in seinem Stühlchen mit Spielzeug

und Bilderbüchern auf die kleine Terrasse gebracht, wo Nelken und Stiefmütterchen, hochrote Geranien, wohlriechender Majoran und Basilikum in Blumentöpfchen blühten. Dort konnte man den Knaben stundenlang allein lassen, ohne daß er nach jemand rief; ruhig blätterte er dann mit den weißen, fast durchsichtigen Händen in seinem Bilderbuch und schaute stumm und regungslos aufs Meer hinab. Aber das Auge der bleichen Mutter ruhte voller Sorge auf ihrem traurigen Kinde, und manchmal kam sie, wie von banger Furcht getrieben, und kniete vor den kleinen Stuhl hin, auf dem ihr Knabe saß, schlang liebend ihre Mutterarme um ihn und fragte ängstlich: „Was fehlt dir?“

„Nichts, Mama.“

„Ist dir nicht wohl?“

„O doch, Mama.“

„Fühlst du dich wirklich nicht unwohl?“

„Nein, Mama,“ antwortete der Kleine lächelnd und mit einer engelsgleichen Geduld, wie ein großer, kluger, liebevoller Sohn.

„Bist du zufrieden, Mario?“

„Ja.“

„Nicht wahr, du möchtest nach Neapel?“

„Ja, Mama.“

„O mein Kind, mein Kind!“ rief sie, indem sie ihn mit verzweifelten Küssen bedeckte.

„Aber auch hier, auch hier ist es ja schön,“ wiederholte der Knabe und umarmte seine Mutter, während er seine Wange an ihre Schulter lehnte.

„Mein armer, armer Sohn!“ murmelte sie, wie von unendlichem Mitleid mit diesem Kinde ergriffen.

„Es ist schön hier, es ist schön,“ wiederholte Mario gedankenlos wie ein gutes, vernünftiges Kind, das niemand weh thun will.

Aber die Mutter wollte es nicht mehr glauben. So

oft sie ihren Sohn bleich und schweigsam sah, fühlte sie ihr Herz von Schmerz zerrissen und sagte sich: „Es ist das Gefängnis, es ist das Gefängnis!“

Ach, nichts, nichts konnte sie mehr vor diesem fürchterlichen Gedanken schützen. Ihre Jugend, ihre Fröhlichkeit, ihre Illusionen waren nun für immer zerstört, sie waren dahin; nie mehr konnte sie eine Stunde berauschenden Glückes, des einfachen, großen Glückes der lebensfrohen Jugend genießen, das sonst auch dem Niedrigsten zu Teil wird. Aber was lag jetzt noch an ihr? Ihr ganzer Schmerz galt ihrem kleinen Sohne, dieser zarten Pflanze, die inmitten der Verbrecher zum Leben erwacht und aufgewachsen war, die Tag für Tag das grausame Schauspiel der Hunderte von gefesselten Menschen vor sich sah ... der armen, durch den giftigen Hauch, der sie umgab, vom ersten Tage an welken Blume. Sicherlich ahnte oder wußte der Knabe, daß er unter Dieben und Mördern lebte, und dies war der Grund der für einen Jungen seines Alters so auffallenden Schwermut, sowie seiner angegriffenen Gesundheit. Immer und immer wieder sagte sich die Mutter: „Es ist das Gefängnis, es ist das Gefängnis!“

Dessenungeachtet ließ sie es geschehen, daß Rocco Traetta den Kinderwagen schob, daß er dem Knaben auf dem Altan Gesellschaft leistete und sein zerbrochenes Spielzeug wieder in Stand zu setzen suchte; ihr Mann wünschte es so und Mario selbst schien manchmal Vergnügen daran zu finden. Schweigsam und demütig, seine Kette fest an den Körper gepreßt, damit sie nicht klirre, schlich Rocco Traetta im Hause umher, indem er sich so wenig als möglich bemerkbar machte und die Gegenwart Cäciliens, deren Abneigung er fühlte, vermied, dem Kleinen dagegen wie sein Schatten folgte und ihm aufmerksam und zärtlich wie eine Frau, ja fast wie eine Mutter in die Augen blickte. Täglich blieb er gleich einem Hunde, der im Vertrauen auf die Güte der

Menschen auf einen Knochen hofft, den er nicht selbst zu holen wagt, vor der Hausthüre des Direktors stehen, ohne einzutreten, ohne anzuklopfen, und wartete. Bisweilen kam dann Grazietta vorüber und sagte: „Ihr könnt eintreten.“

Bisweilen kam auch niemand, und er stand stundenlang gleich einer Statue unbeweglich da, überglücklich, wenn am Ende Cäcilie, die ihn unten wie versteinert stehen sah, auf den Balkon heraustrat und, ihren natürlichen Widerwillen überwindend, sagte: „Kommt nur herauf.“

Der inständig bittende Blick, womit dieser starke Jüngling stumm die Gnade erflehte, ihr Söhnchen sehen und in seiner Nähe sein zu dürfen, rührte sie. Kaum aber hatte er das erlösende Wort vernommen, so stieg er, vor Freude errötend, schnell und geräuschlos die Treppe hinauf und ging, die Mütze in der Hand, gesenkten Auges an der Mutter vorbei, zum Kleinen hin, den er auf seinen Armen in die Höhe hob, daß dieser vor Freude jauchzte.

So verbrachten sie Stunde um Stunde draußen auf der kleinen Terrasse. Der Sträfling setzte sich, die Kette behutsam zur Seite legend, auf den Boden, und nun entspann sich ein eigentümliches, von langen Pausen unterbrochenes Gespräch zwischen Mario und Rocco Traetta: „Von wem hast du diesen Anzug, Sciurillo?“

„Vom Staat.“

„Und diese Mütze auch?“

„Ja, junger Herr.“

„Der Staat ist gut,“ sagte der Knabe, während der Sträfling ihn schweigend ansah. Hätte der Kleine am hellen Tage gesagt, es sei Nacht, so würde er ebenfalls gemurmelt haben: „ja, es ist dunkel.“ Nach einiger Zeit begann dann Mario abermals: „Was bekommst du zu essen, Sciurillo?“

„Bohnengemüse, junger Herr.“

„Und als zweites Gericht?“

„Wieder Bohnengemüse.“

„Und zum Nachtisch?“

„Bohnen,“ erwiderte der Sträfling lachend, und nun lachten sie alle beide. Plötzlich aber ward der Kleine nachdenklich und sagte: „Weißt du, Sciurillo, ich habe Maccaroni gegessen.“

„Wohl bekomm's!“ entgegnete Sciurillo lachend.

„Issest du gern Maccaroni?“

„Ja, junger Herr.“

„Ein andermal werde ich weniger davon essen und dir einen Teller voll aufbewahren.“

„Das ist nicht nötig,“ sagte der Sträfling gerührt.

„Jawohl, du wirst sie essen!“ schrie der Knabe beinahe zornig.

„Jawohl, jawohl, junger Herr, werden Sie nur nicht böse,“ erwiderte sogleich Rocco Traetta beinahe erschreckt.

Der Kleine aber blätterte gelangweilt in seinem Bilderbuche.

„Lies das da,“ sagte er, indem er Sciurillo den Märchentext unter einem der Bilder bezeichnete.

„Du kannst nicht lesen? O wie dumm du bist!“

„Wenn ich lesen könnte, wäre ich nicht hier,“ sagte Rocco Traetta traurig nach kurzem Sinnen.

„Du bist hier, weil du ein Bösewicht bist,“ sagte der Knabe lachend.

„Ja, junger Herr,“ murmelte Rocco, „aber wer lesen kann, kommt nicht ins Bagno.“

„Du bist ein Bösewicht, und darum hat man dich ins Bagno geschickt,“ versetzte der Knabe zornig mit eigensinniger Beharrlichkeit.

„Jawohl, jawohl, junger Herr,“ murmelte Sciurillo demütig.

Dann schwiegen sie beide, und das Kind blickte nach

den Nelken hin, die auf der sonnigen Terrasse noch jetzt, im November, blühten und wie alle andern Blumen von einer dünnen Staubschicht bedeckt waren.

„Soll ich die Pflanzen begießen?“ fragte der Sträfling, den Wunsch des Kleinen erratend, indem er sich erhob.

„Ja, aber nicht viel Wasser vergießen, Sciurillo.“

Der Sträfling glitt fast unhörbar ins Wohnzimmer und von da in die Küche, um die Gießkanne zu füllen.

„Die Kupferpfannen sind zu putzen,“ sagte Grazietta, die sich gerne der schweren Arbeit auf Kosten des Sträflings entledigte.

„Nachher,“ entgegnete Sciurillo geduldig; „jetzt will der junge Herr, daß ich die Blumen gieße.“

Wieder auf der Terrasse angelangt, ließ er das Wasser sorgfältig auf die ausgetrocknete Erde der Blumentöpfe niederrieseln, während der Knabe ihm mit großer Aufmerksamkeit zusah.

„Begieße auch die Blätter ein wenig, Sciurillo.“

„Jawohl, junger Herr.“

Es war noch ein bißchen Wasser in der Gießkanne geblieben, und Sciurillo benützte es nun, um den Boden der Terrasse ringsum zu besprengen.

„Gib mir eine Nelke, Sciurillo.“

Dieser pflückte behutsam eine Nelke ab und reichte sie Mario.

„Die da will ich der Mama geben,“ sagte Mario sinnend.

„Sehr wohl, junger Herr.“

„So geh, und bringe sie ihr.“

Der Sträfling sah den Knaben erschreckt an.

„Geh,“ befahl dieser.

„Junger Herr,“ sagte Rocco zögernd, „warum bringen Sie Ihrer Mama die Blume nicht selbst? . . .“

„Warum?“

„Hören Sie, junger Herr, es wird besser sein, Sie geben ihr diese Nelke selber. Von Ihnen freut es sie, junger Herr."

Dabei zitterte seine Stimme dermaßen, daß auch das Kind seine Erregung merkte und ihn starr ansah.

„Ihre Mutter kann uns nicht leiden, weil wir Verbrecher sind," begann Rocco aufs neue und fügte dann voller Demut hinzu: „Sie hat recht."

„Sie hat recht," erwiderte Mario und stellte sich auf seinen dünnen, schwachen Beinchen auf, um dann mit dem Rufe: „Mama, Mama!" ins Zimmer zu eilen.

Das Geräusch der herzlichen Küsse zwischen Mutter und Sohn drang bis auf die Terrasse heraus, und der Sträfling lächelte still vor sich hin. Dann las er die dürren Blätter von den Pflanzen auf und erinnerte sich, daß Grazietta ihm gesagt hatte, das Kupfergeschirr in der Küche zu putzen. Aber Mario erschien alsbald wieder auf der Schwelle, um sich ermattet auf sein Stühlchen zu werfen, wo er mit müden Fingern und starr ins Weite blickenden Augen in seinem Bilderbuche zu blättern begann. Nach kurzer Zeit glitt das Buch von den Knieen des Knaben zur Erde nieder; Rocco bückte sich, um es aufzuheben, aber der Kleine sagte überdrüssig: „Nein, ich will es nicht mehr."

„Was soll ich Ihnen geben, junger Herr?"

„Nichts, nichts," versetzte der Knabe, mit dem Kopfe schüttelnd.

„Soll ich Ihnen eine Geschichte erzählen?"

„Nein, sie sind nicht schön."

„Soll ich Ihnen etwas vorsingen?"

„Ja, singe," stimmte Mario lächelnd zu.

Und fröhlich begann der Sträfling:

„Si iesco da ccà dinto carcerato
Voglio fa venì nu serra-serra,

Voglio fa nchiude tutto lu Mercato,
Voglio mette a revuoto mare e terra.“

„Komm ich erst aus diesem Kerker,
Will ich thun wie ein Berserker,
Alles ins Gefängnis schmeißen
Und die Welt' in Stücke reißen.“

Es war das trotzige Lied des Gefangenen, der alles zu versengen und zu verbrennen droht, wenn er aus dem Kerker kommt, und Rocco Traetta sang es leise, aber mit feuriger Betonung.

„Das ist zu lustig; singe lieber ein andres Lied,“ sagte der Knabe mit müdem Ausdruck.

Und leise, leise begann der Sträfling ein altes, trauriges Lied zu summen, das er in Neapel, im Gefängnis San Francisco, wo er zwei Jahre lang auf seine Verurteilung warten mußte, gelernt hatte. Es war eine düstere, langgezogene Weise mit wunderlichem Versmaß und phantastischen Reimen:

„A San Francisco
Già ssona la sveglia,
Chi dorme e chi veglia
Chi fa nfamità!“

„In San Francisco trommelt die Wacht,
Der eine schläft, der andre wacht,
Der dritte hat eine Schandthat vollbracht!“

Leise den Kopf mit der roten Mütze hin und her wiegend und sich die Kniee mit den Händen haltend, sang er eine Strophe nach der andern, während der Knabe mit halbgeschlossenen Augen horchte:

„E a San Francisco
Ce stanno e' ccancelle,
E' ninne chiù belle
Llà stanno a penà.“

„In San Francisco
Gibt's eiserne Gitter,
Da büßen die schönsten
Mädchen gar bitter.“

„Ma vì che m' ha fatto	„Wie wird es mir ergehen!
Stu rillicato e' Ppuorto*)	Der Aufseher von Porto,
Me vo' vedè muorto.“	Er möchte tot mich sehen.“
— — — — — — —	— — — — — — — —

Schon zwei oder dreimal war der Kleine während des langsamen, wunderlichen Gesanges eingenickt. Jetzt sang der Sträfling die letzte Strophe, welche die Freiheit anruft:

„Ma si mme passa	„Doch läßt mich der Husten,
Sta sciorta de tossa	Dies Ungeheuer,
La coppola rossa	So werf ich die rote
I' voglio abbruscià.“	Mütze ins Feuer.“

Jetzt schlief der Knabe. Und der Sträfling summte noch immer das düstere Kerkerlied, bei dessen Klange das unschuldige Kind in Schlummer gelullt worden war.

Viertes Kapitel.

Der Kapitän Gigli war die ganze Nacht hindurch sehr aufgeregt gewesen, und seine Gattin, die dank dem fortwährenden Zuruf der Wachen sich niemals eines tiefen Schlafes erfreute, hatte bei ihrem leichten Schlummer bald gemerkt, daß er sich unruhig auf seinem Lager hin her warf und manchmal, wie von einer schweren Sorge bedrückt, tief aufseufzte.

„Fühlst du dich unwohl?“ hatte sie ihn bereits mehreremal gefragt, während sie die Augen im Dunkeln aufmachte. Aber er antwortete jedesmal eindringlich ablehnend: „Nein, nein, schlafe ruhig; mir ist ganz wohl, ich bin nur nicht

---

*) Ppuorto, Dialekt für Porto = derjenige Stadtteil Neapels, in dem das Gefängnis San Francisco liegt. Anm. d. Uebers.

müde.“ Folgsam lehnte sie ihr Haupt aufs Kissen zurück und versuchte abermals in jenen leichten Schlummer zu verfallen, den ihre zerrütteten Nerven ihr noch gestatteten. Dennoch empfand sie zwischen Schlaf und Wachen, daß ihr Mann keine Ruhe fand. Mit dem ersten Morgengrauen war er auch schon aufgestanden, und als ihn Cäcilie mit großen, verwunderten Augen ansah, sagte er ihr: „Schlafe, schlaf nur, liebes Kind, ich habe einen langen Spaziergang vor.“

Zur Essenszeit kehrte er etwas bleich, schweigsam und nervös zurück, ging unruhig im Zimmer auf und ab, trat ans Fenster, um auf den Weg vom Ufer herauf und nach der Spiaggia dei Bagnoli zu schauen, ob von dort kein Kahn abstoße, und setzte sich endlich zerstreut und wortkarg zu Tisch. Nach einer Weile sagte er: „Wir haben heute den 6. November, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete seine Gattin.

„Warum, Papa, warum?“ forschte der Knabe mit jener eigensinnigen Beharrlichkeit, womit alle Kinder fragen, um ihre Neugierde zu befriedigen, die ihre geistige Kraft ausmacht.

„Ich werde es dir später sagen, mein Junge,“ erwiderte der Vater und sprach dann bis zu Ende der Mahlzeit kein Wort mehr.

Nach Tisch, gegen drei Uhr nachmittags, ließ er sich alle Zeitungen der letzten Tage bringen und durchlas sie mit fieberhafter Hast. Plötzlich aber beruhigte er sich. Ein Depeschenträger aus Neapel war eingetreten und hatte Gigli ein Telegramm eingehändigt. Die Hände des Kapitäns zitterten dermaßen, während er es öffnete, daß seine Frau, unbewußt von derselben Erregung ergriffen, mit der Empfangsbescheinigung zögerte.

„Sie haben den Eilboten und die Barke zu bezahlen,“ sagte der Bote.

„Wieviel beträgt es?“ fragte Frau Gigli.

„Zwei Lire siebzig Centesimi.“

Indem sie das Geld abzählte, blickte sie zu ihrem Gatten hinüber und sah, daß er totenbleich und wie erstarrt auf das geöffnete Telegramm hinstarrte.

„Hier sind zwei Lire siebzig Centesimi,“ sagte sie.

„Gib ihm fünf Lire, Cäcilie, und ein Glas Wein dazu; dieser junge Mann hat eine gute, eine frohe Nachricht gebracht,“ sagte jetzt der Kapitän mit einer so veränderten Stimme, daß seine Frau erschauerte.

Frau Gigli zahlte den Boten und klingelte dann Grazietta herbei, damit sie ihm in der Küche zu trinken gebe. Der Knabe aber klammerte sich an des Vaters Knie und rief: „Gib mir das Telegramm, Papa, das Telegramm!“

„Gleich, gleich,“ erwiderte der Vater sanft und zärtlich.

Und als nun Vater, Mutter und Kind allein waren, schritt ersterer mit ernster Miene auf Cäcilie zu, erfaßte ihre Hand und sagte feierlich: „Cäcilie, dieses Telegramm enthält eine große, bedeutungsvolle Nachricht. Heute morgen ist Vittorio Emanuele in Venedig eingezogen; Venedig ist unser, Venedig ist frei.“

Dann schwieg er; aber das wettergebräunte Antlitz des Soldaten überzog jetzt tödliche Blässe, und die stolzen Augen, die mehr als einmal mutig das Schlachtfeld überblickt hatten, waren von Thränen verschleiert. Seine Gattin stand, voller Bewunderung für das Herz und den Mut ihres Mannes, sowie für dessen edle Begeisterung ebenfalls bleich und wortlos da.

„Venedig ist frei!“ sagte der Kapitän nochmals.

„Venedig ist frei!“ wiederholte ein dünnes Kinderstimmchen.

Da hob der Vater den Knaben in seinen Armen empor und bedeckte ihn mit stürmischen Küssen.

„Venedig ist frei! Venedig ist frei!“ schrie nun der

Kleine lachend immer aufs neue, indem er den Vater küßte und wie wahnsinnig vor Freude herumfuhr.

„Mein Sohn, mein braver, guter Junge!“ sagte der Vater, während er den Knaben krampfhaft an sich drückte.

Lächelnd schaute die Mutter diesem Auftritt zu und genoß im Mitgefühle der Begeisterung, die dieses italienische Soldatenherz bewegte, eine Minute der reinsten Freude. Der Kapitän Gigli aber hatte von diesem Augenblick an keine Ruhe mehr; unaufhörlich ging er im Hause hin und wider, gab der Magd Befehle, bat seine Frau um dies und jenes, wobei er zerstreut denselben Satz drei- oder viermal wiederholte, und nahm dann wieder seinen Jungen in die Arme, der stets aufs neue mit seinem dünnen Stimmchen jubelnd rief: „Venedig ist frei!“

Dann begab sich der Kapitän auf sein Büreau, und nun begann für ein paar Stunden ein Aus- und Einlaufen, ein Hin- und Herrennen von Leuten, die, um erhaltene Befehle auszuführen, hastig fortliefen und ebenso eilig wiederkehrten. Zu wiederholten Malen stießen Boote von Nisida und von der Spiaggia dei Bagnoli ab, indes auf der Insel selbst sich ein reges Leben entwickelte. Die Arbeit der Sträflinge ruhte allerwärts; in der Schmiede vernahm man nicht mehr das ununterbrochene Hämmern, die Werkstätten schienen wie ausgestorben und überall rotteten sich Sträflinge und Soldaten zusammen. Als der Kapitän für einen Augenblick in sein Büreau zurückkehrte, erschien sein Söhnchen auf dem Balkon und rief ihm, das Taschentuch schwenkend, jubelnd zu: „Venedig ist frei!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um vier Uhr hörte man einen Trommelwirbel über die ganze Insel hin ertönen, und aus den Quartieren, den Häusern, aus den Ordonnanzzimmern und der sogenannten Fouragerie begaben sich sämtliche Soldaten und Offiziere auf den breiten Platz vor dem Hause des Direktors. Sie

waren alle in Gala, wie am Giorno dello Statuto;*) und immer noch folgten vereinzelte Nachzügler, die sich beim Putzen der Gürtelschnalle oder beim Annähen der Gamaschenknöpfe verspätet hatten. Ueberall hörte man murmeln und plaudern. Sodann kamen langsam, in Abteilungen zu zwei und zwei, von den Unteroffizieren und Gefängniswärtern geführt, die Sträflinge an und verteilten sich in regelmäßiger, stufenweiser Anordnung auf dem großen Platze, während die Soldaten, allmählich nach vorwärts gedrängt, vor dem Hause des Direktors ein Karree mit den Offizieren in der Mitte bildeten. Hinter den Soldaten dehnten sich die langen Reihen der Sträflinge mit roten und grünen Mützen, mit den fahlen oder auch von verdorbenem Blute, das selbst durch das enthaltsame Leben in frischer Luft nicht hatte gereinigt werden können, geröteten Gesichtern. Sie sprachen lebhaft, wenn auch leise, miteinander, und das schwache, aber scharfe Geklirr der Ketten, jenes für das Bagno so charakteristische Geräusch erhob sich weithin in die Luft. Plötzlich trat ringsum tiefes Schweigen ein, und das militärische Karree wurde von den Sträflingen, die ungeduldig nachrückten, um besser sehen zu können, ein wenig zusammengedrückt.

Der Kapitän Gigli war in Uniform erschienen, was ihm ein stärkeres, gesünderes und zugleich strengeres Aussehen verlieh. Auf der Brust trug er drei Ehrenmünzen: eine für militärische Tapferkeit, die Civilverdienstmedaille und eine Erinnerungsmünze des Feldzugs 1859—60. In einer Hand hielt er ein Telegramm, und mit der andern führte er seinen Jungen, seinen kleinen Sohn im weißen Kleidchen,

---

*) Il giorno dello Statuto, d. i. der der schönen Jahreszeit wegen auf den ersten Sonntag im Juni verlegte größte politische Festtag der Italiener: die Gedenkfeier der im März 1848 durch Carlo Alberto proklamierten Grundgesetze der italienischen Nation. Anm. d. Uebers.

mit dem lockigen Haar, das in reicher Fülle aus der weißwollenen Mütze hervorquoll. Als der Vater in Uniform an dem Knaben vorbeigeschritten war, hatte dieser sich an seine Kniee angeklammert und geschrieen, weil er durchaus mitgehen wollte, was der gute Vater ihm in dieser Stunde der Rührung und des Glückes nicht hatte abschlagen wollen. Darum war ihm von der Mutter in aller Eile sein schönes weißes Kleid angezogen worden, was dem niedlichen Köpfchen mit der weißen Mütze, auf die das Kind so stolz war, ein festliches Ansehen gab. Jetzt hielt der Kleine sich frohlockend an der Hand seines Vaters fest, der ihn wie einen kleinen Mann neben sich her führte, und schaute von Zeit zu Zeit mit von Stolz und Liebe leuchtenden Augen zu ihm auf. Die Mutter hatte, nachdem sie mit zitternden Händen ihr Söhnchen eilig angekleidet — so sehr war sie von der Feierlichkeit dieser Stunde ergriffen — ihm, bevor er an der Hand des Vaters das Haus verließ, einen Kuß auf die Stirne zwischen die kastanienbraunen Löckchen gedrückt, als wolle sie mit ihrer immer wachen Mutterliebe die Seele ihres Kindes geleiten. Dann lehnte sie, während ihr Gatte mit dem Knaben die Treppe hinab zum Platze schritt, die Läden am Balkone leise an, um ungesehen dem Schauspiel beiwohnen zu können. Indem sie aber hinunterblickte, fühlte sie sich wie von plötzlichem Schreck durchschauert und hätte sich bald selbst hinter ihrem Versteck verraten.

Der breite Platz, der größte auf ganz Nisida, war überfüllt von Menschen, die sich bis zu der Böschung nach den Bagnoli hindrängten. Das Karree der Soldaten in der Mitte hatte sich immer mehr zusammengezogen und erschien nur noch als ein bläulicher, von den Soldatenkäppis gebildeter Streifen. Rund herum stand der große Haufe der Sträflinge, die große Masse der groben Leinwandkittel, in allen Abstufungen des Ziegelrots, hell, dunkel und verschossen; weiterhin sämtliche Beamte der Insel, alle die

Angestellten, welche im Bagno und fürs Bagno lebten, und dort, soweit wie möglich, von der bunten Menge abgesondert, eine Gruppe Frauen, die Gattinnen der Offiziere und Verwalter. Und während das unbestimmte Geschwirr des versammelten Volkes vom Platze aufstieg, ahnte man, daß der Rest der Insel, Stadt wie Land, Häuser und Kerker verödet, ohne eine Menschenseele, dalag; man fühlte, daß das Leben von Nisida auf diesem Platz zusammenfloß und alles übrige ringsherum verlassenes Land bedeute.

Beim Erscheinen des Kapitäns Gigli entstand allgemeine Stille. Das Karree öffnete sich ein wenig und er schritt, immer seinen Knaben an der Hand, mitten hinein, um von dem abgesonderten Raum aus der Menge ins Gesicht zu blicken, während der ganze große Haufen, Offiziere, Soldaten und Sträflinge, rechtschaffene Männer und Schurken, ehrliche Gesichter und Verbrecherköpfe ihm zugewandt waren und wie in der Erwartung großer Dinge erbleichten. Auf ein von seiner Hand gegebenes Zeichen trat der Fahnenträger aus der Reihe und stellte sich ihm zur Linken auf, worauf die italienische Standarte entfaltet und einen Augenblick lang hochgehalten ward. Bevor der Kapitän seine Rede begann, kehrte er sich zu ihr hin und grüßte militärisch; die Soldaten präsentierten das Gewehr, die Sträflinge zogen, einer nach dem andern, ihre grünen und roten Mützen, bis alle, alt und jung, entblößten Hauptes vor dem italienischen Banner standen, das im leichten Abendwinde auf und nieder wehte. Ganz zuletzt zog auch der kleine Mario, dem Vater in die Augen blickend, sein weißes Mützchen ab. Eine große Erregung hatte sich der ganzen Menge bemächtigt, und Gigli erbleichte vor innerer Bewegung, während er die Lippen öffnete, um zu reden. Aller Blicke waren jetzt auf ihn gerichtet.

Sobald Cäcilie merkte, daß ihr Gatte zu sprechen begann, zog sie sich einen Augenblick vom Balkon zurück. Diese zahllosen Menschen, die so beharrlich auf den Kapitän hin-

blickten, die dichte Reihe der barhäuptigen Sträflinge, die das kleine Karree, aus dessen Mitte sich ihr Kind wie ein kleiner weißer Fleck abhob, umdrängten und belagerten . . . alles dies, ganz besonders aber die große, tiefe Stille, machte, daß sie in Furcht und Schreck erschauerte.

„Offiziere und Soldaten!“ begann jetzt der Kapitän Gigli mit fester aber leicht verschleierter Stimme. „Heute ist eine große Neuigkeit nach Nisida, wie in jede Stadt unsres italienischen Vaterlandes gedrungen. Unser König, unser Feldherr, der Führer unsres Heeres, Vittorio Emanuele, ist heute in Venedig eingezogen; Venedig ist unser.“

Seiner vollen, wohlklingenden, vor Bewegung zitternden Stimme antwortete ein allgemeiner, aus hundert Soldatenkehlen sich laut hervordrängender Ruf; ein einziges Wort, das sich deutlich und bestimmt von andern unverständlichen Worten abhob, das immer und immer wiederkehrte: „Venedig, Venedig!“

„Wir alle haben Grund, bewegt zu sein;“ nahm der Kapitän seine Rede wieder auf, nachdem der Aufruhr sich gelegt hatte, „denn der erhabene Traum von der Einheit Italiens, dem Tausende von Menschen mit Kopf und Herz gedient, wofür Tausende auf dem Schlachtfeld ihr Leben geopfert haben, wofür wir allesamt, wie wir hier stehen, noch heute unser Herzblut lassen würden — dieser schöne Traum ist im Begriff, sich ganz und voll zu verwirklichen! O Venezia, Venezia! Dir galt der Schmerz des Vaterlandes, das dich beweinte, nicht als Tote, aber als Geraubte, dir galt sein Kummer, weil du, schön und groß und glorreich, als Wunder italienischer Kunst und Stärke, in der Hand des Feindes warst! Niemand konnte deinen Namen nennen, ohne dich in tiefster Seele zu beklagen, alle Herzen flogen dir entgegen und unsre Frauen trugen schwarze Perlenketten auf der Brust, die Venezias Thränen hießen! Heute hingegen denkt niemand deiner, ohne sein Herz vor Glück und

Liebe höher schlagen zu fühlen, und niemand spricht deinen Namen aus, Venezia, ohne innig stolz darauf zu sein, daß er Soldat, daß er Italiener ist!"

Lautes Beifallsgemurmel ließ sich unter den Offizieren und Soldaten hören, indes der Bannerträger seine Fahne schwenkte und die Sträflinge schweigsam und nachdenklich, entblößten Hauptes und wie erwartungsvoll aufblickten.

„Ich glaube," begann der Kapitän Gigli langsam jetzt aufs neue, „daß ihr alle, Angestellte und Staatsbeamte, die ihr im Dunkeln, aber würdig unsrem Vaterlande dient, ihr, die ihr nicht verschmäht, euch in den Dienst der strafenden Gerechtigkeit zu stellen — denn jede Arbeit, die man würdig auffaßt, ist ehrenhaft — ich glaube, daß ihr, die ihr aus allen Provinzen Italiens in diese Einöde gekommen seid, die zugleich ein Ort des Leidens ist ... ich glaube, daß ihr alle als italienische Patrioten jubelt, weil Venedig unser ist. Das Telegramm, das mir die frohe Botschaft anzeigt, fügt hinzu: Der Einzug Vittorio Emanueles sei ein ebenso prächtiges wie rührendes Schauspiel gewesen. Die Bürger Venedigs sollen vor Rührung laut geweint und die Frauen ihre Kinder zum König emporgehalten haben, daß er sie segne. Meine Freunde! Es ist ein denkwürdiger Tag, den wir heute feiern, und sicherlich könnt ihr die große Kunde nicht vernehmen, ohne daß Thränen des Stolzes und der Freude sich euch ins Auge drängen."

Aller Augen ringsum strahlten Beifall, und Cäcilie, die sich oben in ihrem Versteck an den Stäben der Jalousieen halten mußte, um nicht zu Boden zu sinken, preßte ihr Taschentuch auf den Mund, wie um ihre Seufzer zu ersticken. Jetzt trat eine Pause ein und es ging wie ein Wogen durch die Menge. Soldaten und Offiziere schienen sich noch enger um Gigli zu scharen, während die Sträflinge stumm, mit weitgeöffneten, starr auf den Direktor des Bagno gerichteten Augen vorwärts drängten und stießen. Dieser

ließ sein Auge auf ihnen ruhen und schien mit einem einzigen raschen Blick in die Runde ihnen allen bis auf den Grund der Seele schauen zu wollen.

„O ihr Gefangenen!“ sagte er dann mit weithintönender Stimme, die in allen Herzen widerklang, „ich habe gewollt, daß auch ihr angesichts des italienischen Banners hört, daß Venedig unser ist. Ueberall, in Städten und Dörfern, in Ortschaften und Marktflecken, in der Hütte des Landmanns und im Häuschen des Krämers, wo immer ein Italiener weilt, ob arm, oder reich, wird heute Freude sein. ... In den fernen Ländern Europas jenseits des Ozeans, in Amerika und Australien, an den Polen und in den Tropen, wo nur ein italienisches Herz schlägt, ob auf weitem Meere, oder inmitten der Wüste ... allüberall wird Freude sein, wenn die Nachricht kommt: Venedig ist unser! Gefangene! Ich habe euch von dem allgemeinen Gesetz der Freude nicht ausschließen wollen. Ihr seid Mörder und Diebe; ihr habt mit Dolch und Gift getötet, gesengt und geraubt, ihr habt euer gutes menschliches Herz in ruchlosen viehischen Trieben untergehen lassen.

„Das italienische Gesetz straft euch weise im Namen des Königs und seines Volks, indem es euch vermittelst der Obrigkeit von der Gesellschaft rechtschaffener Menschen ausschließt und euch in Ketten fesselt; es züchtigt euch mit weiser Vorsicht, indem es euch absondert und zur Arbeit verdammt, weil es zugleich mit der Strafe die Reue sucht. Aber wo die strafende Gerechtigkeit aufhört, beginnt das Gesetz der Menschlichkeit und des Christentums, das Gesetz der Nachsicht und der Barmherzigkeit. Wir sind streng, aber nicht grausam. Reue und Buße haben eine reinigende Kraft. Jeder Tag, den ihr in diesem Bagno unter Arbeit und Leiden verbringt, löscht einen Flecken eurer Schande aus. Viele unter euch werden in drei, in zehn oder fünfzehn Jahren diesen Ort verlassen können und dann, durch

die harte Buße und die Gewohnheit der täglichen Arbeit überwunden, ein menschlich frommes Herz gewonnen haben; so glaube ich wenigstens. Ich glaube, daß ihr alle noch gute Menschen werden könnt, ich glaube dies auch von denjenigen, die lebenslang hierbleiben müssen. Ihre Schuld ist groß, aber die göttliche und die menschliche Barmherzigkeit sind größer! Ich glaube an die Macht des Guten und daß sie fähig sei, euch umzuwandeln, denn ich glaube an alle Wunder, die das Gefühl bewirkt. Und so will ich denn heute eure Vergangenheit, das Gesetz und eure harte Strafe vergessen; kein unzufriedenes Herz soll heute unter euch sein! Wir begehen einen großen Tag. Darum vergeßt auch ihr die Vergangenheit und eure schwere Sünde! Vergeßt, daß ihr außerhalb des Gesetzes und der Gesellschaft steht, vergeßt eure Buße und eure Gewissensbisse. Denkt, daß wir heute ein großes, allgemeines Fest begehen, ein Fest eures Landes, das Fest der Eroberung vaterländischer Erde. Auch ihr seid Italiener! Denket an nichts als dies. ... Denn alle, alle seid ihr Italiener!"

Nun schwieg er, und in der tiefen Stille vernahm man hundertfaches Stöhnen und das Schluchzen derjenigen, die gesenkten Hauptes weinten. Auch Cäcilie weinte hinter den Jalousieen, die sie verbargen, schwere, heiße Thränen. Der Kapitän hatte mit einer entsprechenden Gebärde seine Rede beendet und blickte jetzt unverwandt auf die italienische Tricolore. Aber das bange Stöhnen und Seufzen der tiefbewegten Menge und jedes andre Geräusch ward übertönt von einem kleinen, dünnen Stimmchen, das vernehmlich rief: „Venedig lebe hoch!"

Es war der Kleine, der in seinem weißen Kleidchen, mit dem blassen Gesichtchen und den großen, leuchtenden Augen, neben seinem Vater auf den Fußspitzen stehend und mit hoch erhobenen Armen sein weißes Mützchen schwenkend, das Losungswort gegeben hatte. Und ihm antwortete die

ganze Masse der Soldaten, Offiziere und Beamten, der ganze Haufen der Verbrecher, alte und junge, Mörder, Diebe und Brandstifter, alle, alle riefen begeistert aus tiefster Seele, daß es wie Donner über die Insel hallte und sie in ihren Grundfesten zu erschüttern schien: „Es lebe Venedig! Venedig lebe hoch!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als sich die ersten Abendschatten auf die Insel senkten, begann die Illumination. Ueberall sah man kleine Papierlampions in Reihen, Festons und Traubengehängen, welche einzeln oder in Gruppen von je drei einfarbigen Lämpchen die nationalen Farben: weiß, rot, grün bildeten. An den Geländern der Balkone, den Fenstervorsprüngen und Thürgesimsen, wie unter den Bogenwölbungen der Thore sah man sie hängen; ja sogar an den Zweigen der Akazien in den Straßen und an den Eisenstäben der vergitterten Fenster am Kerker auf jener Seite der Insel, die nach den Bagnoli sieht und wo die Züchtlinge ihre Strafen abzusitzen pflegten.

An einer hohen Stange war, ganz aus bunten Lampions zusammengesetzt, der Stern Italiens angebracht. Mehrere Stunden waren nötig gewesen, um die Illumination vorzubereiten. Züchtlinge und Soldaten hatten fraternisiert und waren dann gemeinschaftlich wie Eichhörnchen die Leitern auf und ab und an den Häusern emporgeklettert, um hier und dort in den Fensteröffnungen zu erscheinen und die auf langen Tafeln herbeigetragenen, schon angezündeten Lampions in großen Körben zu den oberen Stockwerken hinaufzuziehen. Allerorts hörte man Freudenschreie und fröhliche Zurufe, auch hie und da lautes Gelächter, wenn ein Soldat oder ein Sträfling ausrutschte und an einem Thorwege niederfiel. War aber die ganze Seite eines Hauses vollständig beleuchtet, so brach die lärmende Lustigkeit jedesmal in lautes Beifallsjauchzen aus. Um acht Uhr abends schimmerte die ganze Insel wie ein dem Meer entstiegener Edelstein und sah aus

wie eine ungeheure Boje, die, ganz von Licht umflossen und mit den vaterländischen Farben geschmückt, die ihren hellen fröhlichen Schein auf die weißen Gebäude und auf die dunkle Landschaft warfen, ruhig durch den Golf hin einem Feste zuzuschwimmen schien ... wie eine leuchtende Bake, woraus Lieder und Gesänge ins Dunkel der Nacht hinaustönten.

In der That hatte um acht Uhr die Kapelle der auf Nisida stationierten Soldaten auf dem großen Platze zu spielen begonnen, und die fünf oder sechs fehlenden Musikanten waren aus Neapel, aus dem Quartier Pizzofalcone, besonders für diesen Abend requiriert worden. Soldaten und Sträflinge, die heute doppelte Ration erhalten hatten und sämtlich dienst- und arbeitsfrei waren, standen in Gruppen umher; den Offizieren und Kerkermeistern lag die Ueberwachung ob, aber sie sollten auch gestatten, daß Militär und Gefangene sich gemeinschaftlich unterhielten und belustigten. Sogleich beim Erscheinen der Kapelle waren fröhliche Rufe laut geworden: „Den Königsmarsch, den Königsmarsch!" „Die Hymne, die Hymne!"

An die zwanzig Mal schon waren abwechselnd der Königsmarsch, mit seinen schmetternden in steigender Erregung wie ein Kriegsruf sich wiederholenden Trompetenstößen, und die trunkene Begeisterung verbreitende Garibaldihymne gespielt worden, und so oft Trompeten und Posaunen den Marsch oder die Hymne anstimmten, erscholl lauter, tausendstimmiger Jubel, der sich tosend über die ganze Insel hin verbreitete. Bisweilen hörte man auch den Ruf: „Vittorio soll leben!"

Oder es kam wie Donnergetöse aus hundert Kehlen: „Hoch lebe Garibaldi!"

Und sogleich darauf: „Hoch lebe Italien!"

Erst nach Verlauf einer Stunde konnten die ermüdeten Musikanten aufhören, den Königsmarsch und die Garibaldihymne zu blasen, und zu den Variationen über Volks-

lieder übergehen, deren halb kriegerische, halb volkstümliche Weisen damals äußerst beliebt waren. Soldaten und Sträflinge begannen nun, zu Gruppen vereinigt, die Musik, die die Bella Gigogin*) und Fenesta che lucivi**) anstimmte, mit ihrem Gesange zu begleiten, wobei etliche sogar mit ihrer Stimme Staat zu machen suchten, und als das berühmte Addio Rosina, addio***) angestimmt wurde, entstand ein regelrechtes Konzert mit Verteilung der Stimmen in Dur und Moll und mit jener charakteristischen rhythmischen Begleitung in Kehllauten ohne Worte, wie man sie in Italien beim Volke hört.

„Da capo, da capo!“ riefen sie, so oft sie ein Stück wiederholt haben wollten.

Von Zeit zu Zeit verschwand einer der Musikanten schweigend im Hause des Direktors, wo ihm Grazietta in der Küche ein Glas Wein zukommen ließ, worauf er neubelebt zu seinem Instrumente zurückkehrte. Für die Soldaten und die Sträflinge gab es keinen Wein, aber die Beleuchtung, die freie Luft, die Musik und ihr eigener Gesang hatten sie dermaßen erregt, daß sie wie berauscht waren. Unvermutet begann die Musik, eine Polka zu spielen.

„Nimm mich auf den Arm, nimm mich auf den Arm!“ sagte Mario zu Sciurillo.

An Rocco Traettas Hand hatte der Kleine die ganze Illumination von Anfang an verfolgt und vor dem in dreifachen Farben erleuchteten Stern Italiens voll Bewunderung in die kleinen Händchen geklatscht. Unermüdlich war er durch die Straßen der Insel gezogen, um von Zeit zu Zeit vor dem Balkone seiner Mutter Halt zu machen. Dann erschien sie oben und er rief ihr zu: „Mama, liebe Mama!“

---

*) „Die schöne Gigogin.“

**) „Du hellerleuchtet Fensterlein.“

***) „Ade, Rosina, ade! Jetzt geht es in den Krieg.“ „Addio Rosina, addio, L'armata se ne va.“

„Kommst du herauf?"

„Nein, nein, ich gehe weiter, Sciurillo führt mich."

„Seien Sie ohne Sorge, ich gebe acht," versicherte der Züchtling.

Und während Rocco Traetta den Kleinen herumtrug, fragte er ihn alle Augenblicke: „Frieren Sie nicht, junger Herr?"

„Nein, ich habe warm," antwortete der Knabe.

Während des allgemeinen Gesanges hatte auch er sein Köpfchen erhoben und mit dem dünnen Stimmchen in den Refrain der Bella Gigogin und L'armata se ne va mit eingestimmt. Als er jedoch die Polka spielen hörte, bat er sofort: „Sciurillo, Sciurillo, nimm mich auf den Arm!"

Und Rocco Traetta hob den Kleinen in der Meinung, er sei müde, in seinen kräftigen Armen in die Höhe und setzte ihn auf seine Schulter nieder, von wo ihm Mario lachend mit den Füßchen auf die Brust schlug.

„Laß mich tanzen, Sciurillo."

Da machte sich Rocco Traetta mit den Ellbogen Platz und begann, den Jungen immer fest auf seiner Schulter haltend, bei den Klängen der Polka sich leise und bedachtsam im Kreise herumzudrehen. Dies war das Zeichen für alle. Im Nu hatten die Soldaten Paare gebildet, die sich in enger Umarmung um den Leib faßten, wobei einige ihren Tänzer mit der Faust im Rücken an der Kapotte festhielten. Die Beine etwas nach außen gebogen, die Käppis zurückgeschoben und das Kinn auf die Schulter des Tänzers gestützt, drehten sie sich langsam und bedächtig im Kreise. Die Sträflinge enthielten sich anfangs des Tanzens und sahen nur zu. Wie aber Rocco Traetto fortfuhr, mit dem lachenden, jubelnden Knaben triumphierend herumzutanzen, bildeten sich auch unter ihnen Paare und tanzten in eigentümlich schleifendem Schritt ihre Polka. Einige unter ihnen waren junge Neapolitaner, die ihr liederlicher Lebenswandel ins Bagno gebracht hatte und die gut tanzen konnten, und keiner von ihnen

kümmerte sich um die schwere rasselnde Kette, denn niemand hörte das klirrende Eisen. Andre Sträflinge hatten Kreise untereinander gebildet und tanzten lachend und schreiend, sich auf und nieder bückend, Ringelreihen, indes die Musik immer rascher und rascher spielte. Hoch oben aber, über den Köpfen der Tanzenden drehte sich in der lärmdurchwogten, hell-erleuchteten Nacht der kleine weißgekleidete Mario, von Sciurillos Armen gehalten, und ließ mit fröhlich ausgelassenem Lachen seine Aermchen in leichten Schlägen auf die roten Haare des Sträflings niederfallen.

Fünftes Kapitel.

In dem Halbdunkel des Stübchens, deren Läden beinahe geschlossen waren, saß die Mutter des kleinen Kranken über sein Bett gebeugt und erzählte ihm mit kaum hörbarer Stimme ein Märchen. Mit weitgeöffneten, fieberglühenden Augen und trocknen, rotaufgeschwollenen, halbgeöffneten Lippen, aus denen sich mühsam und pfeifend der Atem rang, hörte der leidende Knabe zu, der nun schon den fünften Tag an Diphtheritis mit bösartigem weißen Belage in der entzündeten Kehle, der ihn zu ersticken drohte, darniederlag. Zwei- oder dreimal des Tages kam der Doktor Caracciolo zu dem kleinen Patienten, um sein hohes Fieber mit Chinin zu bekämpfen, ihn im Halse zu ätzen und Stücke der weißen Membrane hervorzuholen, wobei er ihm Schmerzensschreie entlockte, indes die bleiche Mutter stumm und starr der Operation beiwohnte und sich auf die Lippen biß, um nicht selbst zu schreien. Nur von Zeit zu Zeit sagte sie mit einem Tone, in dem sich ihre ganze Qual verriet: „Mein lieber, lieber armer Sohn! . . .“

Aber eine Stunde nach erfolgter Operation, nachdem das Brennen an den geätzten Stellen nachgelassen hatte, begann das Kind freier und ohne jenes pfeifende Geräusch, das das Herz der Mutter zerriß, zu atmen; das Fieber nahm an Heftigkeit ab, und der Knabe verlangte begierig zu trinken und zu essen. Dann gab man ihm starke Fleischbrühe mit geschlagenen Eiern und Marsala, denn die neue Therapie verordnete, daß bei schweren Infektionskrankheiten die Körperkräfte erhalten werden sollten. Für die Mutter schien es ein Trost, wenn sie ihr Söhnchen heißhungrig essen und mit verzehrendem Durst trinken sah, und wenn es nachher einschlummerte, lehnte sich ihr Haupt auf das weiße Kissen, worauf ihr Kleiner ruhte. Wohl eine Stunde lag er so in ruhigem Schlafe neben der Mutter, die jede Minute des stärkenden Schlummers zählte und glücklich war, wenn er anhielt; schien es ihr doch, als bedeute jede Viertel-, jede Halbestunde mehr schon die Genesung. Plötzlich öffnete der Knabe friedlich die Augen und tastete mit schweißbedeckten Händchen nach dem Gesichte der Mutter: „Da bin ich, Kind, da bin ich. Wie fühlst du dich?"

„Gut," antwortete er leicht lächelnd mit unabänderlichem Gleichmut.

Dann schwiegen sie. Die Mutter trocknete mit einem Batisttaschentuch die feuchte Stirn des Kindes und seine Händchen, indem sie ihn leise streichelte und küßte, und hielt die kleine Hand lange in der ihren, während tiefes Schweigen im Zimmer herrschte.

„Erzähle mir eine Geschichte, Mama," bat Mario mit schwacher Stimme.

Und sachte beugte sich die Mutter aufs Bettchen nieder, um in steter Abwechslung und unerschöpflicher, durch die mütterliche Sorge noch mehr erregter Erfindungskraft die Märchen zu erzählen, in denen junge Könige und alte Hexen, Königinnen und Zauberinnen sich zu wunderlichen Bildern

zusammenfügten, so daß der kleine Kranke die Augen vor Staunen und Vergnügen weit aufriß. Bisweilen erschien mitten in einer dieser Geschichten der Vater an der Thür, der dann leise ins Zimmer trat und, indem er sich an die Bettstatt anlehnte, sein Auge an die Dunkelheit zu gewöhnen suchte. Sein Söhnchen lächelte ihm stumm im Halbdunkel zu, bis die Mutter ihre Erzählung beendet hatte, und auch der Vater hörte der wunderbaren Geschichte zu, die er nicht zu unterbrechen wagte, indes er, nun völlig an das Dunkel gewöhnt, seinem kleinen Kranken in die Augen blickte. Dieser schüttelte, nachdem das Märchen mit dem Triumph der Schönheit und der Tugend und der Strafe der Häßlichkeit und des Lasters geendigt hatte, befriedigt und vergnügt sein Köpfchen.

„Wie geht es ihm?“ fragte jetzt der Käpitän Gigli seine Frau.

„Gut,“ antwortete das Kind, noch ehe seine Mutter den Mund geöffnet hatte.

„So sagt er immer, der Gute,“ murmelte die Mutter, indem sie liebkosend über die feuchten Haare des Knaben strich. „Er will uns trösten.“

„Es geht also nicht gut?“ forschte der Vater ängstlich, in seinem Innern weit mehr beunruhigt, als es den Anschein hatte.

„Leidlich,“ erwiderte die Mutter, während sie schweigsam und traurig dem Kranken die Kissen zurechtlegte und ihr Gatte betrübt einen Teil ihrer tiefen Sorge erriet.

„Nicht wahr, du möchtest ihn von hier wegbringen?“ fragte er, um das schwermütige Schweigen zu brechen, das die Mutter niedergeschlagener und ermatteter als den Kranken selbst erscheinen ließ.

„Ja,“ antwortete sie.

„Der Arzt sagt, es sei nicht möglich,“ bemerkte der Gatte schüchtern.

„Nicht möglich, nicht möglich,“ entgegnete sie, indem sie verzweifelt die Arme emporhob.

„Ich bin ja auch ganz gern hier, Mama,“ sagte der arme Kleine.

„Armes Kind,“ erwiderte der Vater.

Cäcilie aber war leise an ihren Mann herangetreten und flüsterte: „Versprich mir, o versprich mir. . . .“

„Alles, Cäcilie. . . .“

„Versprich mir, daß, sobald es ihm besser geht, sobald wir ihn transportieren können, du mich mit ihm nach Neapel gehen läßt. Versprich es mir!“

„Ja, meine Liebe, ja,“ antwortete ihr Gatte, indem er sie wie ein Kind liebkoste.

„So versprichst du es?“

„Ja, ja,“ bekräftigte er, denn er begriff nur allzugut, daß seine Gattin während der schweren Krankheit ihres Kindes aufs neue von dem unüberwindlichen Grauen vor dem Bagno erfaßt worden war.

Des Abends machte sich bei Mario, wie bei allen Kranken, eine Verschlimmerung seines Zustandes bemerkbar; er fühlte sich die Kehle zuschnüren, rang mühevoll nach Atem und wurde unaufhörlich von Hitze, Unruhe und Aufregung gepeinigt, während auf der geröteten Schleimhaut im Halse abermals der weiße, sich mälig erneuernde Belag erschien. Kaum aber war ihm ein Augenblick der Ruhe geworden und die Mutter im Begriff, aufzuatmen, als der hartnäckig sich wiederholende Ruf der Wachen den armen kleinen, fieberglühenden Körper aus dem Schlafe auffahren machte. Und die arme Mutter, die unter diesen Rufen, die, unfehlbar durch die Stille der Nacht hallend, den Müden den Schlaf, den Kranken die kurze Ruhe raubten, wie unter einem Alpdruck litt, kam schließlich dahin, ihrem kleinen Kranken, wenn sie das „Achtung!“ erwartete, die Ohren zuzuhalten, damit er es nicht höre.

Er aber wehrte sie mit den leisen Worten: „Es ist nicht nötig,“ ab und warf sich ruhelos auf seinem Bettchen hin und her.

„O dieses Bagno, dieses Bagno!“ murmelte sie dann verzweifelt vor sich hin, während der Kleine beharrlich sagte: „Es thut mir nichts!“ und mit den Leintüchern um seinen kleinen glühenden Körper herumfächelte.

Die schlimmen, schweren Nächte schienen endlos lang, aber Cäcilie wollte nicht einen Finger breit vom Bette ihres Kindes weichen.

Trotz alles Bittens und Flehens ihres Mannes, ihn statt ihrer wachen zu lassen und trotzdem Grazietta sich wiederholt für die Nachtwachen angeboten hatte, war Cäcilie nicht zu bewegen, sich Ruhe zu gönnen, ihr ganzes Leben schien an diesem kleinen Krankenbett zu hängen. Bleich und stumm blieb sie in ihrem dunkeln, mit einer Nonnenschnur zusammengehaltenen Hausrock, mit Pantoffeln an den Füßen, um keinen Lärm zu machen, am Bettchen sitzen, ohne auf die Bitten ihres Mannes und Graziettas zu hören.

„Ich schlafe hier,“ war alles, was sie sagte, indem sie auf das weiße Kissen ihres Kindes wies.

Sie mußten ihr ihren Willen lassen und gingen kopfschüttelnd fort, der Gatte mit schmerzzerrissenem Herzen, die Magd mit dem allen Frauen eigenen unwillkürlichen, mütterlichen Mitgefühl. Aber welche Nächte! Das Fieber stieg, und der Knabe, der ersticken zu wollen schien, verlangte sich aufzurichten. Dann wickelte sie ihn in Leintücher und Decken ein und nahm ihn aufrecht in ihre Arme, wo er, sein Haupt auf die Schulter der Mutter gestützt, leichter zu atmen meinte. So trug ihn die arme, verzweifelte Mutter leise singend auf und nieder und bemühte sich vergebens, ihr krankes Kind einzuschläfern. Bisweilen indessen gelang es ihr, und der Kranke verfiel, immer in ihren Armen ruhend, in leichten Schlummer, ohne daß sie gewagt hätte, ihn auf

sein Bett zu legen; vielmehr fuhr sie fort, ihn langsam auf- und abzutragen, während der Kranke schwer und schwerer auf ihrer Schulter lastete. Dann kam die Angst über sie, es könne ihm schaden, so aufrecht, in unbequemer Haltung zu schlafen, und sie näherte sich sachte dem Bette, um sich zu bücken und ihn sanft niederzulegen, aber schon bei der ersten Bewegung ließ der Arme, aus seinem leichten Schlummer gerissen, Klagelaute hören.

„Nein, nein," beruhigte sie ihn sofort und nahm ihn wieder auf, um abermals mit ihm im Zimmer auf- und abzugehen. Selten nur gelang es ihr, den Kleinen so leise und so sanft aufs Lager hinzulegen, daß er sein Köpfchen mit geschlossenen Augen und wie leblos auf sein Kissen niederfallen ließ. Dann aber schauerte sie in jähem Schreck, wie vor einer gräßlichen Erscheinung, zusammen. Fuhr er fort zu schlafen, so schraubte sie die Flamme an der Lampe noch mehr herab und kehrte hierauf zu dem kleinen Bett zurück, um auch ihr Haupt erschöpft neben das ihres Sohnes aufs Kissen zu legen. Von schlafen konnte keine Rede sein, sondern nur von einem leichten, angstbeklommenen Schlummer, der alle Augenblicke durch den Ruf der Wachen unterbrochen ward. Unterdessen wachte der Kleine wieder auf, blieb aber, wenn er die Mutter eingeschlafen sah, ruhig liegen und blickte mit weitgeöffneten Augen zu den Schatten an der Decke empor. Erst wenn die Atemnot immer quälender wurde, begann er zu stöhnen und zu stöhnen und sich nach Atem ringend im Bette aufzurichten. Dann fuhr sie erschreckt von ihrem Kissen auf und sagte, fast als wolle sie für ihren kurzen Schlaf um Entschuldigung bitten: „Mein Kind, mein liebes Kind. . . ."

Weiter vermochte sie nichts zu sagen, um ihm in diesen endlos langen Nächten Trost und Mut zuzusprechen. Mit aller Kraft ihrer Seele rief sie den Tag herbei, daß er ihrer Qual und der ihres Kindes ein Ende setze, daß er die düster

unheimlichen Stimmen der Wächter dieses Kerkers zum Schweigen bringe. Gegen fünf Uhr morgens, wenn die Luft sich abzukühlen begann und hie und da ein heller Lichtstreifen sich hinter den Läden abzeichnete, verfiel der Knabe in einen tiefen, erstarrungsähnlichen Schlaf, und die Mutter wandte kein Auge von dem armen, kleinen Gesichtchen, fast als wolle sie durch die magnetische Kraft ihres Blickes bewirken, daß der Schlummer ein langer, erquickender werde; bis ihr die müden Lider, von der Anspannung ihrer Willenskraft ermattet, zufielen und sich ihr Haupt aufs Kissen senkte. Noch zwei- oder dreimal fuhr sie unruhig auf, als habe sie den Kleinen weinen hören; nachdem sie sich aber zwischen Schlaf und Wachen überzeugt hatte, daß er ruhig fortschlummerte, verfiel auch sie in den tiefen, festen, eisernen Schlaf derjenigen, die ihre geistigen und körperlichen Kräfte über Gebühr verbraucht haben. So kam es, daß um acht Uhr morgens der Doktor Caracciolo bei seinem ersten Morgenbesuch Mutter und Kind bleich nebeneinander liegend und schlafend fand.

„Wie hat er die Nacht verbracht?" fragte der Arzt, indem er seine Vorbereitungen zur Kauterisation traf.

„Schlecht," antwortete die Mutter.

„Vorhin schlief er."

„Ja, aber bis um fünf Uhr war er sehr schlimm daran."

Und während der Doktor mit leicht gebeugtem Haupte seinen Pinsel zurichtete, fügte sie mit verzweifelter Miene hinzu: „Das Bagno ist schuld daran."

„Aber nein doch, nein," entgegnete ihr der Arzt, „auch in Neapel herrscht die Diphtheritis."

Ihr aber galt es gleichviel; für sie trug das Bagno die Schuld an allem Unglück. Und so sehr war sie davon überzeugt, daß sie vom ersten Tage an, wo Mario erkrankt war, jedem Sträfling ihr Haus verboten hatte, und zwar in einem so ungestümen Anfall von Schmerz und Zorn,

daß Grazietta, ganz verzagt, ihrem Mann sein bißchen Essen nicht mehr wie sonst am Küchenfenster übergab, sondern es ihm an einem bestimmten Punkt der Insel, wo er wartete, in einem verdeckten Teller überbrachte.

„Weder ihr Mann, noch Gennaro Campanile, noch Rocco Traetta, keiner von allen Sträflingen sollte das Haus betreten," so hatte Cäcilie wie außer sich geschrieen, als fürchtete sie das mal occhio.*)

Dessenungeachtet umschlich Rocco Traetta vom Beginn der Krankheit an unaufhörlich das Haus. Am ersten Tage hatte er versucht, hineinzudringen, war aber von Grazietta hart und bündig abgewiesen worden: „Die gnädige Frau will keine Sträflinge im Hause haben."

Hierauf war er wie vernichtet auf der Schwelle stehen geblieben und hatte nur noch in kläglichem Tone zu fragen gewagt: „Aber wie geht es denn dem piccerillo?"

„Schlecht. Beten wir zu Gott, daß er genese."

„Ich will beten," antwortete Rocco Traetta demütig.

Und vom Morgen bis zum Abend wußte er sich der Arbeit, die man ihm anwies, zu entziehen und das Haus des Kranken zu umlauern, um zu warten, ob nicht jemand herauskäme, den er fragen könnte. Strafe auf Strafe zog er sich dadurch zu, aber er achtete dessen nicht, er vergaß Essen und Schlafen, um nach dem Balkon mit den halbgeschlossenen Läden schauen zu können, aus denen sich des Abends ein schwacher Lampenschimmer stahl.

„Wie geht es ihm, wie geht es ihm?" fragte er Grazietta, so oft er ihr begegnete.

„Bald geht es besser, bald wieder schlechter, man weiß nicht, wie man daran ist; hoffen wir auf die Madonna!"

Eines Tages hielt er sogar den Arzt an. Rocco Traetta

---

*) Il mal occhio, gewöhnlich mal d'occhio, d. h. der böse Blick. Anm. d. Uebers.

war selbst nie krank gewesen, und so hatte der Gefängnisarzt auch keine Gelegenheit gehabt, ihn zu behandeln. Jetzt stand Rocco unvermutet dicht vor ihm und fragte leise: „Wie geht es dem piccerillo, wie geht es ihm?"

„Was geht das Euch an?" sagte der Doktor etwas barsch, denn er war gewohnt, rauh mit den Sträflingen zu verkehren.

„Ich war sein Diener, Herr Professor, ich war der Diener des piccerillo."

Und in der That sagte er dies in so schmerzlich demütigem Tone, daß der Arzt ihn mit erstaunten Blicken maß, denn es war ihm noch nicht vorgekommen, bei Verbrechern derartigen Gefühlen zu begegnen.

Dann brummte er vor sich hin: „Es geht ihm leidlich."

„Aber wird er genesen? Sie müssen ihn gesund machen, Herr Professor!"

„Das wollen wir hoffen," sagte der Arzt, indem er an Rocco vorüber seiner Wege ging.

Der größte Kummer Rocco Traettas war, nicht ins Haus dringen zu können. So oft sich Cäcilie hinter den Fensterscheiben des Balkons sehen ließ, erschien er an der gegenüberliegenden Ecke des Platzes und trat, seine rote Mütze ziehend, mehrmals grüßend hervor, indem er einen so flehenden Blick zu ihr hinaufsandte, daß es selbst Gleichgültige gerührt haben würde. Sie aber sah ihn nicht, oder wollte ihn nicht sehen, denn immer drehte sie den Kopf nach der entgegengesetzten Seite und zog sich sogleich wieder zurück, als werde sie von innen gerufen, während er sich langsam entfernte, als hätte er die Runde um das Haus zu machen. Eines Tages — es war der dritte oder vierte seit Marios Erkrankung — konnte Rocco Traetta nicht mehr an sich halten und begab sich in das Privatbüreau des Direktors, der bleich an seinem Schreibtisch saß und mit nervöser Hast schrieb. Rocco wartete, seine Mütze in den Händen, bis der

Kapitän mit Schreiben fertig war, während dieser, ohne die Augen zu erheben, fortfuhr, die geschriebenen Briefe bei Seite zu legen. Endlich bemerkte Gigli, daß jemand im Zimmer sei, und legte die Feder weg.

„Seid Ihr's, Rocco Traetta? Was wollt Ihr?"

„Ich wollte nur fragen, Eccellenza," murmelte der Sträfling, „ich wollte nur fragen ... wie es dem piccerillo geht."

„Der arme Kleine," sagte der Vater bewegt; „er hat eine schreckliche Krankheit, er leidet furchtbar."

„O Madonna, o Madonna!" rief Rocco Traetta schmerzerfüllt.

„Das arme Kind, es ist so geduldig," sagte der Vater leiser wie zu sich selbst, „und die Mutter ist immer bei ihm."

„Aber wird er bald wieder genesen? Bis wann wird er gesund sein?"

„Es wird noch einige Tage dauern."

Der Sträfling blieb stumm und verwirrt auf seinem Platze stehen; man sah, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte und es nicht zu sagen wagte. Dann besann er sich plötzlich, daß er ja nur deshalb gekommen sei, und fragte: „Darf er niemand sehen?"

Der Kapitän Gigli erhob die Augen zu dem Verbrecherantlitz vor ihm und las darin einen heißen Wunsch und bange Erwartung.

„... Vor der Hand noch nicht," antwortete er nach einigem Zögern. „Der arme Kleine ist aufgeregt und die Anwesenheit andrer belästigt ihn."

„... Früher unterhielt er sich, wenn er bei mir war."

„Jawohl, aber Ihr müßt noch warten, bis Ihr ihn sehen könnt; der Arzt hat es auch gesagt."

„... Ja ... bis morgen ... oder vielleicht bis übermorgen."

„Länger noch. Er braucht Ruhe," sagte Gigli unbestimmt gegenüber der hartnäckigen Beharrlichkeit Rocco Traettas.

Hierauf abermaliges Schweigen. Rocco Traetta drehte seine rote Mütze zwischen den Fingern und konnte sich nicht entschließen, fortzugehen, weil er noch etwas zu sagen hatte, indes der Kapitän Gigli sich diesem hartnäckigen Verlangen gegenüber beklommen fühlte und, da er nicht mehr wußte, was er antworten sollte, den Kopf auf seinen Schreibtisch beugte und aufs neue zu schreiben begann.

„Eccellenza, weil Sie schon so gütig sind und mich anhören . . . darf ich Sie um etwas bitten?“

„Um was?“ fragte Gigli ein wenig ungeduldig.

„Grüßen Sie ihn mir, den piccerillo; sagen Sie ihm, daß Sciurillo ihn so sehr, so herzlich grüßen läßt . . . Sciurillo, vergessen Sie es ja nicht, Eccellenza!“

„Gut,“ sagte der Kapitän. „Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich es ausrichten werde.“

„Ich danke Ihnen, Eccellenza,“ murmelte der Sträfling und verließ langsam das Zimmer, während Gigli ihm sinnend nachblickte. Nichts konnte ihn nach den sechs oder sieben Jahren, die er im Bagno verlebt hatte, noch in Verwunderung setzen, weder Wildheit noch Demut, weder Gutes noch Schlechtes; von Zeit zu Zeit aber offenbarte sich ihm die menschliche Natur in so wunderlicher Weise, daß er darob erstaunte. Rocco Traetta hatte seinen Vater im Streit um Vermögensangelegenheiten mit einem Schlage niedergestreckt, er war in Anbetracht aller Nebenumstände der gräßlichste Vatermörder, von dem die Gerichte zur Zeit erzählten; und dieser selbe Mensch, der während zehn Minuten seines Lebens blutdürstiger als ein wildes Tier gewesen war, zitterte vor Schmerz, wenn er von einem kranken Kinde sprach. Der Kapitän Gigli, dem nichts entging, was auf der Insel vorfiel, wußte nur zu gut, daß Rocco Traetta täglich sein Haus umschlich und hineinzudringen versuchte, aber er wußte auch, daß das zarte, empfindsame Gemüt seiner Gattin dem verhaßten Anblick der Verbrecher gegenüber un-

erbittlich wurde. Sie wollte keine Sträflinge im Hause haben; so hatte sie Grazietta, auch in Gegenwart des Kapitäns, ja deutlich genug gesagt, und niemand wagte, sich ihrem Befehl zu widersetzen. Wenn man zufällig vor ihr von Nisida, vom Bagno und den Sträflingen redete, so schloß sie unwillkürlich die Augen, wie um den Zorn, der sich ihr vom Herzen auf die Lippen drängte, zu verbergen, und beugte sich auf das Bettchen ihres kranken Kindes nieder, um ihm die heißen, abgezehrten Wangen zu küssen und die feuchten Haare zu streicheln, indem sie mit unendlichem Schmerz in ihrer Stimme sagte: „Mein liebes, liebes Kind . . .“

So wagte schließlich auch der Kapitän Gigli, der von der Krankheit seines Sohnes erschüttert, innerlich trostlos und wie eingeschüchtert war, der stummen Verzweiflung seiner Gattin gegenüber, nicht mehr, sie daran zu erinnern, daß in nächster Nähe des Hauses eine kummervolle Seele auf Einlaß harrte. Rocco Traetta aber verbrachte seine Tage in den kleinen Gäßchen, die auf den Platz vor dem Hause mündeten, wo er schweigsam und ängstlich bedacht, sich weder sehen noch hören zu lassen, wie ein wahrer Missethäter umherschlich. Sah er jemand kommen, so ging er auf und ab, war er allein, so kauerte er sich auf die Erde oder lief zerstreut umher; ja sogar aus dem Hofe, wo die Züchtlinge ihr gemeinschaftliches Mittagsmahl einnahmen, wußte er mit seinem Stück Brot und der Zukost darauf zu flüchten. Stillschweigend widersetzte er sich jedem Verweis wie jeder Kerkerstrafe, ohne zu schreien noch zu streiten, aber indem er jede nur mögliche List aufbot, um sobald wie möglich wieder zu entfliehen. Keine Drohung vermochte ihn zurückzuhalten, und wenn er nur draußen bleiben durfte, ließ er bei seiner Rückkehr ruhig jede Strafe über sich ergehen. Zwei Nächte nacheinander entfloh er selbst aus dem so streng überwachten Schlafsaal, um bis zum Morgengrauen unter

dem schwach erhellten Balkon zu stehen. Als er dann bei Tagesanbruch, ohne geschlafen zu haben, zurückkehrte, stieß er geradenwegs auf den erschreckten Gefängniswärter, der ihn suchte und nun sofort dem Direktor Bericht erstattete. „Fast scheint es, als habe Rocco Traetta einen Fluchtversuch wagen wollen," sagte der Wärter in seiner Anzeige; der Kapitän Gigli antwortete ihm, er glaube nicht an diese Fluchtversuche und Rocco Traetta möge mit einer gewissen Nachsicht behandelt werden. War sein Herz doch doppelt weich gestimmt, um des leidenden Knaben und auch ein wenig um der gequälten Verbrecherseele willen, die keine Ruhe fand.

Aber in dem tief zerrissenen Mutterherzen Cäciliens war nur Raum für ein Gefühl, für den Schmerz um ihr armes Kind. Sie sah und hörte nichts von dem, was um sie vorging, sie empfand nichts als die Pein dieses kranken, rotentzündeten Halses, in dem die weißen Flecken sich unerbittlich wieder und wieder erneuerten.

Sie hatte die Welt, in der sie zu leben gezwungen war, aus dem Krankenzimmer verbannt, und wenn sie sich ihrer erinnerte, so geschah es nur, um sie zu hassen und sie anzuklagen, denn diese Welt allein trug ja die Schuld an ihres Kindes Krankheit. Und sie dachte daran, so oft in den langen Stunden der Nacht die Stimmen der Wachen ihren armen Kleinen aus der Ruhe aufschreckten und ihr ins Gedächtnis riefen, daß sie ein Bagno bewohnte. Aber hiervon abgesehen, ging all ihre Zärtlichkeit und Güte, gingen all ihre stärksten Empfindungen als Frau und Mutter in der Sorge um ihr krankes Kind auf. Sie hatte kein Gefühl für diejenigen, welche unruhig über das Schicksal ihres Knaben hin und her sprachen, noch für die mitleidigen Fragen, mit denen man sich nach ihm erkundigte, so wenig wie für die, welche sich in Sehnsucht nach dem kleinen Kranken verzehrten. Zwischen der Welt und ihrem Kinde

stand sie, die mit geheimnisvollen magnetischen Kräften begabte Mutter, deren glühende Liebe, deren eiserner Wille allein es zu retten vermochten. Ihre Seele löste sich in einem unaufhörlichen, verzweifelten Gebete auf und lebte nur noch in der Anrufung Gottes. Es gab nichts andres mehr für sie; Gott — und sonst niemand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seit acht Tagen befand sich der Kranke abwechselnd gut und schlecht. Bisweilen milderte sich die Entzündung in der Kehle, die Röte nahm ab und der bei der Pinselung entfernte Belag bildete sich nicht wieder; zugleich fiel das Fieber, das den armen Kleinen verzehrte, und man konnte wähnen, er sei auf dem Wege der Genesung. Und in das Herz der Mutter zog dann sogleich die Hoffnung mit vollen Segeln ein; nur das Gesicht des Arztes blieb beharrlich ernst, ohne sich indessen beunruhigt zu zeigen, und die Art der Behandlung wurde in ihrer ganzen Strenge mit zwei oder drei Pinselungen täglich, mit starken Chinindosen und konzentrierter Nahrung festgehalten. Dann trat unversehens wieder eine Verschlimmerung ein. Wie durch ein plötzliches Verhängnis erschien abermals ein dichter, atemhemmender Belag, das Fieber stieg und der kleine Kranke tobte vor Schmerz, indem er mit seinen Händchen nach der Kehle fuhr und verzweifelt die Augen in dem blassen, verzerrten Gesichtchen rollte. Die Mutter zeigte sich solchen unvermuteten Verschlimmerungen gegenüber verwirrt und wie betäubt; in einer Minute hatte sie wieder alle Hoffnung verloren und sah sich von düsterem Schrecken erfaßt. Stammelnd rief sie ihr Söhnchen wieder und wieder beim Namen und fragte, wie er sich fühle; zitternd hob sie ihn in ihren Armen empor, um ihn zu beruhigen und einzuwiegen, aber die Stimme versagte ihr, sie vermochte nicht mehr ihr altes Wiegenlied zu singen. So schwankte ihr Herz von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht zwischen Freude und Schmerz,

zwischen Hoffnung und Verzweiflung, während ihr Gatte ganze Nächte lang, von tödlicher Unruhe verzehrt, in seiner verwitweten Stube auf und nieder schritt. Von Zeit zu Zeit kam er auf den Fußspitzen bis an das Krankenzimmer, öffnete leise die Thür und lugte herein; und allzuglücklich, wenn er Mutter und Kind auf kurze Augenblicke eingeschlummert fand, schlich er dann leise wieder fort, den schwachen Trost im Herzen, daß diese Ruhe die beiden Dulder ein wenig stärken werde. Oft aber auch gewahrte er den müden Schatten seiner Frau, das stöhnende, in Decken eingewickelte Kind mit dem magern, matten Gesichtchen in den Armen, im Zimmer auf und nieder wandeln.

„Geht es ihm schlecht?“ fragte er dann leise. Und sie antwortete in immer gleichem Tone, ohne ihren Gang zu unterbrechen: „Leidlich.“

„Armer Junge,“ erwiderte der Vater mit derselben leisen Stimme, und nachdem er das schmerzliche Bild noch einen Augenblick lang betrachtet hatte, ging er wieder; aber ruhen konnte er nicht mehr, fort und fort sah er den mütterlichen Schatten, der sich in der kleinen Stube nebenan auf und ab bewegte, vor seinen Augen. Der zwölfte Tag war schlimmer als die andern. Selbst das am Abend vom Doktor Caracciolo mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Sorgfalt vorgenommene Brennen vermochte dem Knaben keine wesentliche Erleichterung zu bringen. Fortwährend verlangte er zu trinken, dann wurde ihm das Schlucken immer schwerer und er begann vor Schmerz zu klagen, zu stöhnen und zu weinen, daß es Cäcilie das Herz zerriß. Sie gab ihm Eisstückchen in den Mund, die ihn für einen Augenblick erfrischten, aber der brennende Durst kehrte alsobald wieder und nichts schien die rasenden Schmerzen dieses zarten Körpers besänftigen zu können. Der Doktor war nachdenklich, wie immer, aber doch nicht beunruhigt fortgegangen.

Endlich am Abend, als Cäcilie am Bette des Kranken saß und der Kapitän ans Kopfende gelehnt, neben ihr stand, begann Mario sich etwas zu beruhigen.

„Wie fühlst du dich?“ fragte der Vater.

„Besser,“ antwortete der Kleine mit seinem dünnen Stimmchen.

Dann, nach einer Pause, öffnete er die Augen, ließ sie auf Vater und Mutter ruhen und fragte: „Habt ihr mich lieb?“

Beiden ging es bei dieser Frage wie ein Stich durchs Herz und stumm schauten sie einander ins Gesicht.

„Habt ihr mich lieb? Papa, Mama, ihr müßt mich lieb haben!“ sagte der Kleine, indem er die Augen wieder schloß.

„Mein liebes, liebes Kind!“ erwiderte die Mutter, kaum an sich haltend.

„Wir haben dich so lieb, so lieb,“ murmelte der Vater, den ebenfalls die Thränen zu ersticken drohten.

Auch der Anfang der Nacht schien besser; der Kranke war bleich und entkräftet, klagte aber über keine Schmerzen und hatte keine Erstickungsanfälle mehr wie im Laufe des Tages. Im Gegenteil schlief er von Zeit zu Zeit, das Haupt auf dem Kissen und die Arme längs des Körpers ausgestreckt, ruhig ein, und wenn er erwachte, blickte er ebenso still und ruhig um sich.

„Es scheint besser zu gehen,“ bemerkte Gigli zu seiner Gattin, als es spät wurde.

„Er scheint zu ruhen,“ murmelte sie; „geh nur schlafen.“

„Ich komme später wieder,“ sagte der Vater. In der That kehrte er gegen zwei Uhr leise in das Krankenzimmer zurück. Der Schlaf des Kleinen war schwerer geworden, der Atem drang pfeifend und hie und da wie röchelnd durch die Kehle. Im übrigen aber schlief er ruhig, indes die Mutter, mit der Wange auf eine Hand gestützt, bei ihm wachte.

„Er schläft," hauchte der Vater kaum hörbar.

„Ja, er schläft," entgegnete die Mutter, und Gigli entfernte sich wieder. Cäcilie war eben im Begriff, ein wenig einzuschlummern, als ein leiser Hauch, die Stimme ihres Knaben, an ihr Ohr drang: „Mama, die Lampe!"

„Brennt sie zu hell, soll ich sie niederschrauben?" fragte sie, indem sie sich über das Bettchen beugte.

„Nein, ich sehe sie nicht."

Sie begriff nicht, was er meinte, aber sie verstand, daß er mehr Licht wollte, und drehte die Lampe so, daß ihm der Schein voll in die Augen fiel.

„Ist es so recht?"

Er nickte ihr lächelnd zu und schloß dann abermals die Augen, wie zum Schlummer. Sie blieb noch ein wenig wach, weil sie das tiefe Röcheln beunruhigte, dann aber überwältigte sie die Müdigkeit und langsam sank ihr Haupt aufs Kissen nieder.

Gegen vier Uhr morgens öffnete der Kleine nochmals die Augen und blickte wie verloren um sich, denn beinahe schien es, als habe man ihn allein gelassen. Dann aber hob er mit großer Anstrengung den Kopf etwas empor und erblickte seine Mutter, deren Haupt neben ihm auf dem Kissen ruhte. Er schaute sie mit seinen schönen, großen Augen, die das Fieber noch größer erscheinen ließ, lange an und fiel dann völlig erschöpft auf sein Kissen zurück. Das helle Lampenlicht fiel auf das kleine, abgezehrte Gesicht, das mühsam mit dem Atem rang. Kein Ruf, kein Wort kam über seine Lippen; nur das schmale Händchen hob sich noch einmal in die Höhe und legte sich mit leisem Druck auf die Wange der Mutter. Diese schien die Berührung zu empfinden, denn ohne die Augen zu öffnen, flüsterte sie: „Mein liebes Kind! . . ."

Noch eine letzte Bewegung des kleinen Kopfes, als wolle er der Mutter freundlich zunicken, . . . dann schloß er

die Augen, während sein Händchen wie schmeichelnd und Ruhe suchend auf der Wange der Mutter liegen blieb.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er war heimgegangen.

Sechstes Kapitel.

Es wurde leise an die Thüre geklopft. Der Kapitän Gigli, der allein, das Gesicht zwischen beiden Händen, an seinem Schreibtische saß, erhob sein thränenfeuchtes Antlitz und sagte: „Herein!"

Grazietta trat schweigend ein und übergab ihrem Gebieter ein weißes Blatt. Er faltete es auseinander und las die mit Bleistift in krampfhafter Hast geschriebenen Worte: „Erinnere dich deines Versprechens!"

Es war seine Gattin, die so, ohne weitere Erklärung schrieb, und der Kapitän Gigli konnte in seinem verworrenen Gedächtnis nicht wiederfinden, was er versprochen hatte. Er blickte träumerisch zu Grazietta hinüber, als wolle er sie darum fragen, bis diese ihre Unwissenheit durch eine verneinende Gebärde zu erkennen gab.

„Erinnere dich deines Versprechens!"

So hatte die Mutter vom Sterbebett ihres Sohnes aus geschrieben. Was konnte die Verzweifelte noch wünschen oder verlangen? Plötzlich blitzte es mitten unter dem Wirrwarr der düsteren Gedanken im Gedächtnis des Vaters auf, und unfähig, sich länger zu beherrschen, wandte er sich an Grazietta: „Sage ihr, daß ich komme, ich komme gleich zu ihr."

In der That durchschritt er schon nach wenigen Augenblicken die offenstehenden Räume der kleinen totenstillen Wohnung. An der Thür des Gemaches angelangt, wo sein Knabe lag, drang ihm ein sanfter Blumenduft und schwacher Kerzenschimmer entgegen. Und der mutige Frei-

heitskämpfer, der auf dem Schlachtfeld und in den Krankenhäusern dem Tod ohne Zittern ins Auge geschaut hatte, fürchtete sich, das kleine Totenzimmer seines Sohnes zu betreten. Er wartete eine Weile, dann rief er: „Cäcilie!“

Langsam erschien sie in ihrem schwarzwollenen Kleide, die Arme schlaff herunterhängend, auf der Schwelle. Tödliche Bläße bedeckte ihre Wangen und ihre Augen irrten unstet umher, als suche sie vergebens ihren Gedanken Halt zu geben. Unbeweglich blieb sie so stehen, von Zeit zu Zeit hinter sich schauend, als riefe ihr jemand.

„Geliebte Seele ...,“ kam es über seine Lippen, indem er ihr eine Hand aufs Haupt legte.

Mehr konnte er nicht sprechen, große Thränen rannen ihm über die braunen Wangen herab.

„Du mußt nicht weinen,“ sagte sie mit eintöniger, ausdrucksloser Stimme. „Ich weine auch nicht. Willst du dein Versprechen halten?“

„Jetzt?“

„Ja, jetzt,“ erwiderte sie hartnäckig.

Er blickte sie an, ohne eine weitere Frage zu wagen.

„Ich will mein Kind fortbringen,“ sagte sie hart.

„Fortbringen? Jetzt noch?“

„Jetzt noch. Er ist im Bagno geboren und im Bagno gestorben. Ich will ihn nach Neapel bringen, wo keine Sträflinge sind. ...“

„Nach Neapel?“

„Auf den Friedhof von Neapel, wo keine Züchtlinge begraben liegen, unter gute, ehrbare Tote.“

Er sah sie an und faßte ihre Hand.

„Es wird nicht leicht sein,“ sagte er.

„Und müßte ich ihn auf meinen Armen tragen, ich bringe ihn fort von hier,“ entgegnete sie mit hartnäckiger Beharrlichkeit.

„Du hast recht,“ äußerte er nun in überzeugtem Tone. „Und du läßt alles aus Neapel kommen, nicht wahr,

Luigi?" fuhr sie flehentlich fort. „Thu es ihm zuliebe, nicht wahr, nichts, nichts von hier!"

„Nichts, liebes Herz, nichts."

Hierauf zog sie sich wieder in die Stube zurück, um mit denselben ins Weite schweifenden Augen, die durch die übermäßige Anstrengung einen irrenden Ausdruck bebekommen hatten, ihren kleinen Toten zu bewachen. Dem tiefen Schmerz des Vaters aber war nun Gelegenheit geboten, sich in der Arbeit zu vergessen; er hatte alle die unermeßlichen Schwierigkeiten einer Totenüberschaffung von Nisida nach Neapel zu bewältigen, die Erlaubnisscheine und Bevollmächtigungen zu erwirken. Den ganzen Tag über wurden Depeschen zwischen Pozzuoli, Neapel und Nisida gewechselt, Boten hin und her gesendet und eine fieberhafte Thätigkeit entfaltet, die den Vater einigermaßen von seiner Trauer abzog. Die Leute kamen und gingen mit düsteren Mienen, als erfüllten sie nur ungern, lediglich aus Anhänglichkeit oder Schuldigkeit, eine traurige Pflicht; auch sprachen sie nur das Allernötigste und dies mit halblauter Stimme, als fürchteten sie, jemand in seiner Ruhe zu stören, während der Vater zerstreut mit Blicken statt mit Worten dankte. Sobald sich aber neue Schwierigkeiten boten, begann er sofort in vollem Eifer abermals die nötigen Befehle zu erteilen, zu schreiben und zu telegraphieren. Doch ging dies alles nur in seinem Büreau vor sich. In dem Hause mit den offenstehenden Thüren hingegen herrschte tiefe Stille, und nur Grazietta sah man auf den Zehenspitzen ein und aus gehen, um eilig etwas vorzubereiten, indes sie sich mit ihrer blauen Schürze von Zeit zu Zeit die Augen wischte. Vom Platze aus gewahrte man den matten Schimmer der Wachskerzen, der aus dem Zimmer des kleinen Toten drang, und im Büreau des Direktors hatte sich bereits eine Menge Menschen, Männer und Frauen angesammelt, die leise fragten, ob es nicht möglich sei, den Dahin-

geschiedenen zu sehen. So bringt es die Sitte des Südens mit sich. Wenn in einem Hause jemand gestorben ist, so öffnen sich alle Thüren und die Menge strömt herein. Ist der Tote aber ein Kind, so kommen alle, nicht nur um ihn zu sehen, sondern auch um zu beten, denn ihr frommer Glauben bürgt ihnen dafür, daß das Kind alle Bitten zu Gott emporträgt. Der arme Vater aber antwortete allen: „Später, später."

Hatte er doch bereits zweimal seiner Gattin das Verlangen der Leute vorgetragen; sie aber erwiderte stets in düsterem Tone: „Nein, ich will es nicht."

„O Cäcilie, laß sie doch für ihn beten. . . ."

„Unser Kind ist im Himmel, ihm nützt kein Beten mehr."

Das letztemal hatte sie, durch die Bitten ihres Mannes einigermaßen erweicht, geantwortet: „Nicht jetzt, nicht jetzt . . . später."

So gingen jetzt alle mit der Ueberzeugung fort, später wiederkehren zu dürfen. Rocco Traetta allein blieb gesenkten Hauptes, mit seiner Mütze in den Händen, auf einer Holzbank in einer Ecke des Vorzimmers sitzen. Am frühen Morgen hatte er vom Küchenfenster aus Grazietta angerufen, um nach dem piccerillo zu fragen, und diese war, das Gesicht hinter ihrer Schürze bergend, in Thränen ausgebrochen, indes sie schluchzend sagte: „Der piccerillo ist im Himmel."

Traetta aber hatte wie verdummt nur immerfort wiederholt: „Der piccerillo, der piccerillo."

Und in derselben Stunde war er ins Vorzimmer des Direktionsbüreaus getreten, wo er in einem Winkel zusammengekauert, sitzen blieb, ohne ein Wort zu sprechen. Mehreremal war der Kapitän Gigli an ihm vorbeigegangen, nie aber stehen geblieben, da er sich ihm gegenüber fast verlegen fühlte. Beim dritten oder vierten Mal erst hatte Traetta sich erhoben und gesagt: „Eccellenza, erweisen Sie

mir die Barmherzigkeit und gestatten Sie, daß ich den piccerillo sehe ..."

„Später, später," hatte der Vater hastig geantwortet.

„Sagen Sie es der gnädigen Frau, sagen Sie ihr, daß ich nie ins Haus gekommen bin, solange er krank war, weil sie mich nicht haben wollte; jetzt aber kann sie mir die Bitte nicht abschlagen."

„Ich werde es ihr sagen."

Damit ging Rocco Traetta; aber nach einer Stunde war er schon wieder im Vorzimmer, wo er mit der unerschöpflichen Geduld trostloser Seelen wartete. Endlich, am Abend, als der Direktor müde aus seinem Büreau trat, um ins Haus zurückzukehren, sagte er ihm: „Morgen früh, bevor wir gehen."

Der Sträfling sah ihn verwundert an; dann erwiderte er kopfschüttelnd: „Danke, Eccellenza."

Oben angelangt, ließ der Kapitän Gigli seine Gattin rufen und erwartete sie auf dem Gang. Sie war noch immer dieselbe und kehrte sich noch immer alle Augenblicke um, als habe ihr jemand gerufen.

„Alles ist vorbereitet," sagte der Kapitän mühsam.

„Für wann?"

„Für morgen mittag."

Und erst jetzt, als der Vater mit leiser Stimme diese Stunde nannte, erst als das letzte, entscheidende Wort, das den Abschluß, das das Ende bedeutete, gesprochen war, erst jetzt verlor diese Frau, deren Herz zu Stein geworden schien, ihre eisige Ruhe; ein entsetzliches Schluchzen entrang sich ihrer Brust, die zu zerspringen drohte, und weinend und schreiend vor Schmerz, mit krampfhaften Zuckungen im ganzen Körper, fiel sie gleich einem in seinen Wurzeln erschütterten Baume, völlig vernichtet in die Arme ihres Gatten, so daß der starke Mann, der Soldat sich fürchtete und wie starr vor Schreck bei dem Gedanken, daß seine

Frau zur Stunde rettungslos hinsterben könne, sie stumm und regungslos in seinen Armen hielt.

Ein milder Novembermorgen war über Nisida heraufgezogen, als im Hause des Kapitäns Gigli die Menge der Harrenden zu den offenen Thüren hereinströmte, um den toten Knaben zu sehen. Aus Neapel waren die großen Wachskerzen, die als Symbol der christlichen Seele, die sich im Glauben verzehrt, am Lager des Toten brannten; aus Neapel die frischen Blumen, mit denen das Bettchen, die Stube, das ganze Haus, ja sogar die Treppen bestreut waren, so gut wie das weiße Sterbekleidchen und die kleinen Schuhe, in denen er seine letzte Reise antrat; aus Neapel endlich kam auch sein letztes Lager, der mit Atlas ausgeschlagene kleine Sarg.

Der erste, der leise, leise, mit beinahe schwebenden Schritten, das Zimmer des kleinen Toten betrat, war Rocco Traetta. Die Mutter saß, die Hände um ihre Kniee geschlungen, ein wenig abseits vom Bettchen, mit lose im Nacken aufgeknüpftem Haar und schaute mit ihren Augen, aus denen jeder Ausdruck gewichen war, auf den Sträfling hin, als sähe sie ihn nicht. Dieser ließ sich fast unhörbar am Totenlager auf seine Kniee nieder und blieb so, die Stirn auf den Rand des Bettes gestützt, lange Zeit, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne ein Wort zu sprechen, bis er endlich vorsichtig eines der wachsartig weißen Händchen des Kleinen nahm, es küßte und etwas hineinlegte. Die Mutter rührte sich nicht; plötzlich aber traf den Sträfling ein eisiger Blick aus ihren Augen, als wolle sie ihn fortjagen. Er stand auf und verließ die Stube, blieb jedoch aufrecht im Halbdunkel des Ganges stehen, wo er den ganzen langen Zug der herbeigeströmten Frauen, Kinder, Soldaten und Offiziere, alle diejenigen, welche aus Frömmigkeit oder aus wehmutsvoller Neugierde in dem blumenduftenden Zimmer, wo der kleine Tote lag, aus und ein gingen, an sich vorbei-

gehen sah. Niemand fragte, was das gleich einem Brief gefaltete und versiegelte Papier zu bedeuten habe. So oft in den südlichen Provinzen ein Kind stirbt, schieben ihm diejenigen, welche an seine Bahre treten, oder auch die Eltern selbst, ein Briefchen in die Hände, in den Gürtel oder zwischen die Falten seines Kleides; meist eine gnadenflehende Bitte an Gott oder die heilige Jungfrau, damit das Kind sie ins Grab und mit sich in den Himmel nehme. So hatte denn auch Rocco Traetta ein Zettelchen mit der Bitte um Begnadigung an die schmerzensreiche Jungfrau gerichtet und dem piccerillo in die Hand gegeben. Und nun sah er die Menschen ein und aus gehen, niederknieen und beten, ohne daß ein einziger unter ihnen den Mut gefunden hätte, der düsteren, gleichsam im Schmerz erstarrten Frauengestalt ein Wort zu sagen. Auch sah man sie nicht zittern, als der Kapitän sie jetzt herausrief und ihr bebend sagte: „Wir müssen gehen."

„Ich komme," erwiderte sie entschlossen, indem sie mechanisch auf ihr Zimmer zuschritt, um Hut und Mantel zu holen.

Die Eltern wollten ihr totes Kind nach Neapel geleiten, und sicherlich war es so weniger herzzerreißend, als wenn sie zu Hause geblieben wären und ihren Knaben forttragen gesehen hätten. So verließen sie zusammen das Haus, und die unheimliche Reise milderte den Schmerz der Trennung. Gigli suchte seine Gattin in ihrer Stube zurückzuhalten, bis der Sarg durch die Soldaten, die diese Arbeit so leise und rücksichtsvoll als möglich besorgten, geschlossen war. Sie sah und hörte nichts davon. Rocco Traetta und Grazietta allein waren beim Schließen des Sarges gegenwärtig, und diese weinte still vor sich hin, als sie den kleinen Leichnam, mit dem Haupt auf dem weißen Atlaskissen ruhend, in den Sarg gebettet sah. Der Züchtling stand stumm dabei und weinte nicht, aber seine Augen waren rot und glühend, als sei ihnen ein Strom

blutiger Thränen entquollen. Der Sarg war innen und außen mit Blumen überschüttet, während von den Soldaten Kränze hinter ihm hergetragen wurden. Schweigend trug man ihn auf den Platz hinunter, wo sich alle diejenigen, welche ihm, wenigstens bis zum eisernen Thore, das Geleite geben wollten, um die Bahre versammelten; dort erhob sich mitten aus der Menge der von ihren Frauen begleiteten Offiziere und Beamten auf den Schultern der Soldaten der blumenbedeckte Sarg wie ein ungeheurer, weithin duftender Strauß. Bald nachher traten auch die Eltern aus dem Hause. Das Gesicht der Mutter war unter einem schwarzen Schleier verborgen, aber das grelle Tageslicht und die Menschenmenge erschreckten sie dennoch. Ihre Augen suchten das Antlitz ihres Kindes und fanden nur noch die Bahre.

„Luigi, Luigi,“ sagte sie flehentlich, „nicht wahr, er ist da drinnen?“

„Ja.“

„Aber werde ich ihn noch einmal sehen? Wirst du mir ihn in Neapel noch einmal zeigen?“

„Ja, teures Herz, in Neapel.“

Und langsam setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Unmittelbar hinter dem Sarge schritten, inmitten der Offiziere, die Eltern; Cäcilie, auf den Arm ihres Mannes gestützt, die Augen starr auf die Bahre geheftet, die beim Herabsteigen hin und her schwankte. Auch Rocco Traetta kam als letzter im Zuge mit. Die Landschaft sah bereits etwas verödet aus, wurde aber von der warmen Mittagssonne beleuchtet; und es schien, als verließe das Totengefolge die Insel für immer und ohne Rückkehr. Am großen eisernen Thore machten sie Halt, und sämtliche Anwesenden drückten dem Kapitän Gigli mit einem Trostesworte die Hand. Dann that sich die eiserne Thüre weit auf, um sich sofort wieder zu schließen. Der Zug hatte sich geteilt: jenseits des Thores sah man die beiden Soldaten mit der Bahre, gefolgt von

den Eltern des toten Kindes, zwei Offizieren und zwei Staatsbeamten, ihren Weg fortsetzen, während diesseits das übrige Geleite mit Rocco Traetta die Anhöhe wieder hinaufstieg. Dieser aber blieb, ohne daß jemand es bemerkte, am grasbewachsenen Abhang stehen und sah dem Leichenzuge nach, der seinen piccerillo nun für immer forttrug, er sah ihn zwischen den Bäumen des gewundenen Pfades verschwinden und wieder auftauchen und sah die bunten Blumen vom kleinen Sarg herab zur Erde fallen.

Plötzlich verschwand der Zug vollständig in der Biegung des Weges, der zur Meeresküste hinabführt, und schien nicht mehr zum Vorschein kommen zu wollen. Rocco aber blieb geduldig stehen und wartete; dort oben auf der Insel suchte man vielleicht überall nach ihm, er aber stand weltvergessen und spähte und spähte, ob der Zug sich nicht noch einmal zeige. In der That erschien er nochmals ganz in der Tiefe, unten am Strand. Die Barke, die dort wartete, trug keinerlei Trauerzeichen, sondern war im Gegenteil über und über mit Blumen bestreut. Jetzt grüßten die zwei Matrosen mit erhobenem Ruder, und in einem Augenblick war das Boot mit den Kränzen und offenen Blumen angefüllt, in deren Mitte der Sarg niedergelassen wurde. Aber man konnte nichts sehen als lauter Blumen. Am Vorderteil des Schiffes saßen, bleich und ganz in Schwarz gekleidet, die Eltern und neben ihnen, zu einer Gruppe vereinigt, die übrigen Personen des Geleites. So glitt das blumenbedeckte Boot langsam über das blaue Meer hin, als führe es glückliche Menschen mit sich; so sah es Rocco Traetta, als buntes duftendes Gebilde mit fast unmerklicher Bewegung auf den sanften Wellen schaukeln. An der Spiaggia dei Bagnoli war an jenem Novembermorgen nichts zu sehen, als zwei Wagen; niemand ging vorüber, niemand sah die blumenübersäte Barke kommen, die, vielleicht einem Wunsche der Mutter gehorchend, so sachte und langsam wie möglich dem Landungs-

platze zusteuerte. So schied das Kind, von Blumen und dem blauen Meeresspiegel umfangen, für immer; es war dem Kerker, dem Bagno entflohen und ging der Freiheit entgegen; so sah es Rocco Traetta scheiden, er, der es lebend nicht mehr hatte sehen können und der es jetzt als toten Engel zum letztenmal erblickte und leise grüßte, der heimlich mit ihm sprach, als könne es ihn noch hören, der seinen schönen piccerillo rief und ihm den gnadebittenden Brief für die Madonna empfahl, den er ihm anvertraut hatte und der nun im Sarge eingeschlossen lag. Jetzt war er schon weit fort und landete am andern Ufer; jetzt hoben sie ihn, immer mitsamt den Blumen, in den Wagen, in den ihm die Eltern folgten, während die übrigen in die zweite Kutsche stiegen. Und immer weiter entfernte sich der kleine Tote: mit Blitzesschnelle rollten die Wagen fort und verschwanden auf der Fuorigrottastraße. Nun war alles vorbei. Der piccerillo war tot, er war entschwunden.

Siebentes Kapitel.

Kein Mondschein erhellte die Nacht. Die dünnen Herbstnebel, die während des Tages am Himmel hingezogen waren, hatten sich in der Abenddämmerung zu einer dunkeln Wolkenschicht verdichtet; und es war als senke sich der schwarze Himmel auf das dunkelschwarze Meer und auf die tiefe Finsternis der Insel Nisida hernieder. Aber weder Sturm noch Regen schien in Aussicht; im Gegenteil herrschte tiefe Stille in der Luft und ringsumher, so daß selbst die Wachen unter der bogenförmigen Oeffnung ihres Schilderhauses stehen blieben und zerstreut ins Dunkel starrten. Hier und dort hatten die Schildwachen im Innern ihrer Häuschen kleine Laternen angezündet, da auf der Insel alle Lichter erloschen waren, aber der ohnehin so schwache

Schimmer ward noch vom Körper des Soldaten verdeckt, der unbeweglich davor stehen blieb. Daher tiefe Dunkelheit und tiefe Stille ringsumher. Nur der regelmäßige Zuruf tönte von Viertelstunde zu Viertelstunde langsam und deutlich von einem Ende der Insel bis zum andern, um in der Runde mit der Antwort zurückzuhallen.

„Achtung!“

„Hier!“

Und während der Zuruf lebhaft und laut gleich einer Aufmunterung erklang, lautete die Antwort ruhig und friedlich, fast zuversichtlich und heiter; war doch die Ruhe in jener Nacht so tief und ungetrübt! Gegen zwei Uhr aber schrak plötzlich die Wache, welche die schroffste Seite der Insel, nach Pozzuoli hin, beaufsichtigte, aus ihrer Sorglosigkeit auf. Sie hatte kein Geräusch gehört, aber etwas wie eine elektrische Erschütterung gab ihr die Empfindung, daß irgend jemand, Mensch oder Tier, die Einsamkeit durchschreite. Wie wir bisweilen in einem dunkeln Zimmer, oder einem Hofe, oder auch im Freien, wo wir überzeugt sind, allein zu sein, plötzlich die körperliche Gewißheit erlangen, daß jemand in der Nähe ist; wie wir, ohne zu sehen oder zu hören, *fühlen*, daß in einem bis vor kurzem leeren Raum sich jetzt ein menschlicher Körper befindet, so geschah es der Wache in jener Nacht. Sie strengte ihre Augen an, um ins Dunkel hineinzuspähen, konnte aber nichts entdecken, und in dem Glauben, es sei die Schildwache des nächsten Postens, die ein Zündholz zu verlangen komme, um ihre Pfeife anzustecken, fragte sie ganz leise: „Wer ist da?“

Als keine Antwort kam, schüttelte sie den Kopf und meinte, sie habe sich getäuscht. Da es aber ein Kalabrese war, der die Gewohnheit hatte, bei Nacht auf unwegsamen Straßen zu marschieren und sich vor Ueberfällen zu bewahren, fuhr er fort, auf seiner Hut zu sein, und machte vorsichtig die Runde um das Schilderhaus. Abermals

herrschte tiefe Stille ringsum. Aber noch war keine halbe Stunde verflossen, und der Posten hatte aufs neue die bestimmte Empfindung, als bewege sich jemand, etwa dreißig Schritt weit, in einem Buschwald, der den felsigen Abhang der Insel bedeckte, der Tiefe zu.

Und anstatt dem Zuruf: „Achtung!" der in diesem Augenblick ertönte, zu antworten, legte er an und gab Feuer. Unmittelbar darauf vernahm man einen langen herzzerreißenden Schrei, und alsobald erscholl ringsherum, über die ganze Insel hin, wo immer eine Wache stand, das heftig und schreiend, wie im Aufruhr hervorgestoßene Losungswort: „Ins Gewehr, ins Gewehr! Gebt Feuer, gebt Feuer!" Mehrere Flintenschüsse wurden zugleich abgefeuert, bis alle Gewehre in der Runde, eins um das andere, ihre Läufe blindlings in die Tiefe richteten und sich zu einem allgemeinen Rundfeuer vereinigten, denn der Befehl lautete, nach dem Meer hinab zu zielen, wohin die unbekannten Flüchtlinge ihre Schritte richteten. Ein wahrer Kranz von Feuer und Rauch umgab die Insel in der dunkeln Nacht, und mitten in dem Aufruhr des aus dem Schlaf aufgestörten Gefängnispersonals und der den Flüchtlingen nachgesandten Soldaten hörte man das Knacken der Hähne an den wiedergeladenen Gewehren. Mit lauter, aufgeregter Stimme verlasen die Kerkermeister in den Schlafsälen die Rolle der Sträflinge, um zu sehen, wer fehlte, während ein Eilbote zum Strand hinablief und zwei Boote zur Nachforschung absandte; überall wurden Lichter angezündet, ganz Nisida war auf den Beinen. Der Vizedirektor, der Gigli in dessen Abwesenheit vertrat, kam, bleich vor Schreck in Gedanken an seine Verantwortlichkeit und nur halb bekleidet, von der Wache her in die Schlafsäle, wo er dem Verles der Züchtlinge beiwohnte. Diese hatten sich bereits angezogen, waren aber wie betäubt, so daß sie kaum auf den Aufruf hörten und nicht zur Zeit antworteten; kurz die

Gefängniswärter schrieen und fluchten mit den Sträflingen um die Wette und Strafen häuften sich auf Strafen. Jedesmal, wenn die Insassen eines Schlafsaales vollzählig befunden waren, atmete der Vizedirektor erleichtert auf. Wer weiß, vielleicht fehlte auch gar niemand, vielleicht hatte die Wache nur falschen Lärm geschlagen. Draußen aber hörte man von Zeit zu Zeit einen vereinzelten Schuß abfeuern, ein Durcheinander von Menschen, die hin und her liefen und einander bei Namen riefen, und das trockene Knacken der Hähne an den frischgeladenen Gewehren. Indessen dauerte der Namensaufruf im Gefängnis fort, und manchmal antwortete einer der Züchtlinge in schwermütigem Tone: „Ich bin da, ich bin da, glücklich der, der entflohen ist!"

Ja, alle beneideten die Unbekannten, die entkommen waren, das sah man an ihren Gesichtern mit dem boshaften Lächeln, wo es die leise geführten Zwiegespräche nicht verrieten. Die Wärter waren wütend. Und erst im letzten Schlafsaal, der sechzig Sträflinge beherbergte, vermißte man deren zwei. Der verzweifelte Kerkermeister las in der Hoffnung, sich verzählt zu haben, die Namen dreimal hintereinander ab, aber es waren stets nur achtundfünfzig, es fehlten zwei. Und indem er sich zum Vizedirektor wendete, der erdfahl geworden war, sagte er: „Zwei sind entflohen."

„Wie heißen sie?"

„Giacomo Calamà, Ingannalamorte genannt."

„Und der andere?"

„Rocco Traetta, Sciurillo genannt."

„Unverheiratet?"

„Ja."

Der Vizedirektor biß sich auf die Lippen, um nicht zu fluchen und ging dann eilig fort, die Jagd nach den Entflohenen noch besser anzuordnen. Die beiden Namen Ingannalamorte und Sciurillo aber gingen von Mund zu Mund und verbreiteten sich in einem Nu, mit allen mög-

lichen Bemerkungen gewürzt, über die ganze Insel. In den Buschwäldern und zwischen den Abgründen sah man, bis an den Fuß der Insel hin, Lichter auftauchen und sich hastig hin und her bewegen; allenthalben klirrten die Säbel der Offiziere, und sogar an der gegenüberliegenden Spiaggia bei Bagnoli zeigten sich einige Lichter. Erst nach einer Stunde konnten sich die Barken, deren große Laternen einen blutigroten Schimmer hinter sich auf das Meer warfen, in Bewegung setzen, um langsam die Insel zu umschiffen, um in jedweder Grotte, in jeder kleinsten Bucht zu spähen und zu suchen. Im Innern der Boote sah man Gewehrläufe blitzen, auf denen der rote Schein der Laternen spielte, und so oft ein Schuß fiel, etwa weil die aufgeregte Phantasie einer Wache dieser eine Erscheinung vorgespiegelt hatte, blieb der in größter Aufregung auf und ab wandelnde Vizedirektor stehen, als sei dies das Zeichen, daß man die Flüchtlinge eingefangen habe. Die Sträflinge waren alle wieder zu Bett geschickt worden, aber keiner von ihnen schlief; sie schwatzten und plauderten unaufhörlich und niemand konnte sie zur Ruhe bringen, ja einige gaben laut ihrem Wunsche Ausdruck, die Entkommenen möchten nicht wieder eingefangen werden. Der ganze Aufruhr und die Nachforschungen erreichten erst am frühen Morgen, als dem Vizedirektor endlich ein genauer Bericht des Fluchtversuchs übergeben ward, ihr Ende. In denselben Büschen, wo die Kalabreser Wache die Flüchtlinge instinktmäßig vermutet hatte, waren zwei Ketten mit tadellos abgesägten Ringen gefunden worden. Giacomo Calamà, Ingannalamorte genannt, hatte weder tot noch lebendig ausfindig gemacht werden können, obgleich alle möglichen Nachforschungen zu Meer und zu Land, an den Bagnoli wie in Pozzuoli, in Höhen und Tiefen angestellt worden waren. Hingegen hatte man Rocco Traetta, Sciurillo genannt, auf den Klippen hingestreckt, tot, mit zerschmettertem Schädel aufgefunden.

Terno secco.*)

*) Terno secco: trockene Terne, heißt beim Zahlenlotto eine Terne, die auf die Ambe Verzicht leistet und daher einen weit größeren Gewinn erzielt. Anm. d. Uebers.

Erstes Kapitel.

Leise drehte sich um sieben Uhr morgens ein Schlüssel in dem Schloß der Eingangsthür, die zu der kleinen Wohnung führte. Tommasina, die Magd, nahm einen Eimer mit Wasser und einen Korb voll Kohlen vom Boden auf, die sie soeben abgesetzt hatte, um sich auszuruhen und die Thür zu öffnen, stieß diese dann mit dem Knie vollends auf und trat etwas seitwärts schreitend vorsichtig ein. Sie war eine große, schlanke, bis zur Dürrheit abgemagerte Gestalt, mit einem noch völlig jugendlichen, schmalen, braunen Gesichte. Aber der schmächtige Körper, den der dunkle Kattunrock und die baschina, das Busentuch aus weißem Musselin, gleich einem Haubenstock umschlotterten, die ganze dünne, kränkliche Gestalt wurde durch einen dicken Leib entstellt, der sich unter der blauen Schürze deutlich abzeichnete und den Rock vorne um eine halbe Handbreit kürzer erscheinen ließ. Kaum war Tommasina in die Küche gelangt, als sie sich auch schon niedersetzte, um Atem zu schöpfen. Jeden Morgen verließ sie um sechs Uhr früh das Violarigäßchen am Pendino,*) um sich nach der Piazza Santa Maria dell' Ajuto zu begeben, wozu sie volle drei

---

*) Pendino: eines der bevölkertsten Stadtviertel in Neapel.
Anm. d. Uebers.

Viertelstunden brauchte, denn der Weg war weit und sie vermochte mit der Last, die ihre Schritte hemmte, nicht rasch zu gehen. Bevor sie die Treppe des Hauses erstieg, wo sie ihren Dienst zu versehen hatte, kaufte sie, um Mühe zu ersparen, die Kohlen ein und zog einen Eimer Wasser aus dem Brunnen im Hofe heraus, wonach sie dann langsam Schritt für Schritt, keuchend und schwankend und von Zeit zu Zeit die Augen vor Erschöpfung schließend, die drei Stockwerke emporstieg, indes ihre Gedanken zurück zu ihrem Manne eilten, der als Schutzmann während der Nacht seines Amtes gewaltet hatte, der eben jetzt vielleicht nach Hause kam und sich der Länge nach auf das leere Bett hinwarf, um von der Anstrengung der nächtlichen Runde auszuruhen. Es war Samstagmorgen, und heute, wie alle andern Tage, begann Tommasina unter der Asche des kleinen Herdes nach einem glühenden Kohlenstückchen zu suchen, das sie am Abend vorher absichtlich brennen gelassen und sorgsam zugedeckt hatte, indem sie die gewöhnliche fromme Formel, mit der alle neapolitanischen Frauen ihr Tagewerk beginnen, vor sich hinmurmelte: „Im Namen Gottes . . .“

Dann blies sie frische Kohlen an, indem sie den Kopf von Zeit zu Zeit nach hinten warf, um sich dem Geruch der Kohlengase zu entziehen, wovon ihr übel wurde, und nachdem sie den Kaffeetopf mit etwas Sud vom Tage vorher zugesetzt hatte, tastete sie im Kohlenkorb umher, bis ihr ein in Papier gewickeltes Ei in die Hand kam, von dem sie nun das Gelbe so geräuschlos wie möglich, um niemand aus dem Schlaf zu wecken, mit gestoßenem Zucker in einem Glase schaumig schlug. Plötzlich vernahm man in einem der beiden Zimmer, aus denen die kleine Wohnung bestand, jemand mehreremal nacheinander, nicht allzulaut und stark, aber um so anhaltender husten. Hierauf ein tiefer Seufzer, dann abermals minutenlanger Husten und endlich wieder völlige Stille. Jetzt schritt Tommasina durch einen kleinen

Raum hindurch, der zugleich als Salon und als Eßzimmer diente, nach der Schlafstube, wo sie die Läden öffnete.

„Guten Morgen, Signorì," *) sagte die Magd nach dem großen Bette zugewandt.

„Guten Morgen, Tommasina," antwortete eine etwas verschleierte Frauenstimme, die einst wohlklingend gewesen sein mußte, „wieviel Uhr ist es?"

„Es wird halb acht Uhr sein."

„Es ist spät," murmelte dieselbe Stimme, und von dem Frauenhaupte, das sich jetzt aus den Kissen erhob, fielen zwei lange blonde Flechten, in denen sich bereits weiße Haare zeigten, über die Schultern herab. Es war eine etwa vierzigjährige Frau mit edeln, auffallend reinen Gesichtslinien, grauen, mandelförmigen, außerordentlich sanften Augen und so zarten, weißen Händen, daß sie eher einem jungen Mädchen anzugehören schienen.

„Katharina, Katharina!" wandte sich die Dame jetzt zu einer an ihrer Seite ruhenden Gestalt.

Diese aber regte sich nicht; den Kopf, von dem aus sich zwei lange, kastanienbraune Zöpfe auf dem weißen Kissen ausbreiteten, nach rückwärts geworfen, lag sie mit roten, leicht geöffneten Lippen in so tiefem, seligem Schlafe da, daß die Mutter sie zwar noch einmal, aber diesmal nur ganz leise bei Namen rief, als fehle ihr der Mut, sie aufzuwecken.

„Armes Kind!" sagte sie dann halblaut wie zu sich selbst, indem sie ihre weißen Hände über der Bettdecke faltete, während Tommasina, gemütlich an die Bettstatt gelehnt, auf Katharina, das vierzehnjährige Mädchen mit den dichten Augenbrauen und dem kleinen Stumpfnäschen, schaute.

„Warum sagen Sie: ‚armes Kind?‘ Es könnte ihr doch nicht besser gehen, Gott segne sie."

---

*) „Signorì": Abkürzung von Signorìa, Euer Gnaden.
Anm. d. Uebers.

„Ich wollte, sie könnte ausschlafen und brauchte nicht in die Schule zu gehen," erklärte die Mutter, während sie sich ruhig und sittsam anzukleiden begann.

„Sie geht in die Schule, um die ‚Tugend' zu lernen," bemerkte Tommasina mit wichtiger Miene . . . „hätte ich lesen gelernt, so brauchte ich nicht zu dienen."

Die Mutter, die vor dem Spiegel stand, schüttelte schwermutsvoll ihr Haupt; die kleine magere, zierlich gebaute Gestalt verschmähte, in das grünliche Spiegelglas zu blicken, das die Gesichter totenbleich erscheinen ließ. Langsam fuhr sie mit dem Kamm durch ihr langes, blondes Haar, einen wunderbaren Kopfschmuck, worin sich kaum hie und da einige weiße Fäden zeigten. Ein neuer Hustenanfall unterbrach sie.

„Der Phosphor hat mir gestern abend geschadet, Tommasina," sagte sie leise, nachdem der Seufzer sich verloren hatte, den sie nach einem solchen Hustenanfall immer ausstieß.

„Und er hat auch nichts geholfen," erwiderte die junge Magd, indem sie aufhörte, ihr Ei zu schlagen, das sich bereits zu einer weißlichen Creme verdichtet hatte.

Des Abends wurde nämlich die kleine Wohnung des alten in einem der ältesten Viertel der Stadt gelegenen Hauses, obgleich alles ziemlich reinlich gehalten schien, von Schwaben förmlich überschwemmt, die aus unsichtbaren Oeffnungen hereinströmten und sich vom Wassersteine aus in Schwärmen über die Küche und den sogenannten Salon verbreiteten, so daß Mutter und Tochter am Abend nicht wagten, irgend jemand zu empfangen, vielmehr ihr Haus, das sie mit Ekel erfüllte, verließen, auch wenn sie keine Lust zum Ausgehen hatten und die Mutter vom vielen Sprechen während des Tages noch so müde war. Nun hatte Tommasina den Einfall gehabt, frische Salatblätter mit Phosphor zu bestreichen, um die häßlichen Tiere damit zu töten, aber man hatte nichts dabei gewonnen, als den übeln Geruch und die im Dunkeln leuchtenden Blätter.

„Und ich gebe mir doch alle Mühe, das Haus rein zu halten," murrte Tommasina, indem sie an die andre Seite des breiten Ehebettes trat, um das große Mädchen zu wecken, das noch immer schlief.

Die Mutter warf, während sie sich fertig ankleidete, einen prüfenden Blick umher.

Ihre Wohnung war so ärmlich eingerichtet, daß in der That nicht viel dazu gehörte, sie rein zu halten. Der Raum der als Schlafstube diente, war zum größten Teil von der großen eisernen, grob gearbeiteten neapolitanischen Bettstatt eingenommen; außerdem standen noch eine Kommode, aber ohne Marmorplatte, ein kleiner ärmlicher lackierter Waschtisch aus Nußbaumholz, ein Kleiderständer und zwei Stühle darin. Im „Salon" befanden sich ein mit Roßhaar gepolsterter und mit verwaschener Cretonne dürftig überzogener sogenannter genuesischer Diwan, welcher, mit einem eisernen Gestell versehen, auch als Bett benützt werden konnte, vier harte, altmodisch steife Stühle, zwei Büchergestelle und ein fester runder, mit einer glänzenden Marmorplatte versehener Tisch, der den Schmuck des ganzen Hauses bildete. Hier wurde gegessen, geschrieben und gearbeitet, und der kühle, glänzend saubere Marmor war der Stolz der Herrin und der Tochter. Aber das war auch alles. Nicht der Schatten eines Lehnstuhls, eines Teppichs oder eines Vorhangs war zu sehen; kahl und frostig lag der rote Ziegelsteinboden da, kahl und frostig blickten die unverhangenen Fenster.

Indessen widerstand Katharina allen Bemühungen Tommasinas, sie zum Aufstehen zu bringen; lächelnd drehte sie sich auf die andre Seite, klagte und murrte, sie sei noch müde, sie habe zu wenig geschlafen, und von Zeit zu Zeit rief sie mit weinerlicher Stimme: „O Mama, Mama! . . ." als wolle sie bei ihr Schutz suchen.

„Auf, auf, mein Herz!" antwortete die Mutter in

schmeichelndem Tone, als spräche sie mit einem vierjährigen Kinde.

Katharina aber behauptete, es müsse Festtag, es müsse Sonntag sein.

„Nein, mein Fräulein," entgegnete die Magd, „es ist Samstag." Und endlich nahm das arme magere, olivenfarbene junge Weib, das ihren beiden Herrinnen gleich einem treuen Hunde ergeben war, das Mädchen lachend fast mit Gewalt in ihre Arme und zwang sie, sich anzukleiden, indem sie ihr für morgen ein geschlagenes Ei in ihren Kaffee versprach, und daß sie bis zehn Uhr ausschlafen dürfe, weil es Sonntag sei. Das Ei, diesen Luxus für drei Soldi, erlaubte sich die Mutter, die bei den französischen und englischen Unterrichtsstunden, die sie erteilte, den ganzen Tag ihre Stimme anstrengen mußte, gern, weil es ihrer Brust wohlthat; hingegen machte sie sich ein Gewissen daraus, ein zweites Frühstück einzunehmen, und blieb deshalb bis fünf Uhr abends ohne weitere Nahrung. Jetzt saß sie nachdenklich neben dem Bett und sah zu, wie Tommasina ihrer Tochter die Röcke zuband. Katharina zeigte einen stark entwickelten, nichts weniger als zierlichen Körper, der in seiner kräftigen Fülle alle Bande sprengte, Kleider, Schuhe und Strümpfe zerriß. Auch das Kleid aus grauem Wollenstoff, das sie soeben anzog, war an den Ellbogen durchgescheuert und so kurz geworden, daß es ihr nicht mehr bis an die Füße reichte. Das Mädchen beschaute mit verzweifelter Miene ihre Stiefeletten und die zerrissenen Ellbogen, indes die Mutter, die noch im Mai das braunwollene schwere Winterkleid trug, unausgesetzt ihr vornehmes Aussehen bewahrte.

„Du reißt alles entzwei, Kleine," sagte die Mutter sanft.

„Ja Mama, alles zerreißt, aber was kann ich dafür? Und hast du mir nicht ein neues Kleid zur Prüfung versprochen?"

„Ja, gewiß," murmelte die Mutter mit flüchtigem Lächeln.

„Und dieses da bekommt dann Tommasina für ihr Kleines!" rief Katharina.

Die Magd aber wendete sich erbleichend ab; denn so oft man von diesem Kinde sprach, dessen Geburt ihr täglich bevorstand und für das noch nicht eine einzige Windel bereit lag, erschauerte ihr schon jetzt mütterlich zärtliches Herz in banger Sorge und liebender Unruhe für das noch ungeborene Wesen. Dann suchte sie ängstlich und verwirrt das Auge ihrer Herrin und fand im liebreichen, mitleidsvollen Blicke der ältern Mutter das Verständnis, das sie suchte. Katharina aber flocht, ein Liedchen summend, ihre dicken Zöpfe und lief dann, das stumpfe Schelmennäschen mit dem Zwicker in der Luft, hin und her, um ihre Bücher und Hefte zusammenzuholen. Sie hatte schon ihr Täßchen schwarzen Kaffee getrunken und ein Soldobrötchen dazu gegessen, während ihre Mutter langsam ihren Kaffee mit dem Ei trank und bei jedem Schluck der Tochter davon anbot, fast als schäme sie sich des kleinen Aufwandes, an dem ihre Tochter keinen Teil nahm. Tommasina war in die Küche zurückgekehrt und schlürfte dort aus einem Glase — denn Tassen gab es nur zwei im Hause — den Rest des Kaffees, als ihre Herrin, den Hut auf dem Kopfe, an der Schwelle erschien und leise einige Zeit lang mit ihr sprach. Sie empfahl ihr an, heute mit ihren Ausgaben so viel wie möglich hauszuhalten, denn sie konnte ihr für alles zusammen nur drei Lire geben, die sie ihr jetzt langsam in die Hand legte, indem sie der armen Magd sanft ins Auge blickte, als wolle sie ihr gutes Herz anrufen. Diese aber schaute stumm auf ihre flache Hand mit den drei Lire nieder und machte im stillen ihre Rechnung.

„Wirst du damit auskommen?" fragte die Herrin.

„Nun, wir wollen sehen," erwiderte die Magd noch

immer nachdenklich, worauf ihre Herrin wie erleichtert fortging.

Katharina aber, welche im Zimmer nebenan soeben ihr Hütchen aufsetzte, rief: „Tommasina, nicht wahr, du bringst mir Aprikosen mit."

„Ja, Fräulein."

„Tommasina, kaufe mir auch eine Häkelnadel und eine Unze weißes Garn."

„Ja, Fräulein."

„Tommasina, ich brauche auch schwarzes Gummiband für meinen Hut, das alte hält nicht mehr."

„Gut, Fräulein."

„Komm jetzt, Kind," murmelte die Mutter, die in der offenen Thür auf Katharina wartete.

„Wirst du mir heute auch alles besorgen, Tommasina?"

„Verlassen Sie sich auf mich, die heilige Jungfrau sei mit Ihnen."

Damit machten sich Mutter und Tochter auf den Weg, diese mit einem Bündel Bücher und Hefte und einem Kästchen mit Zeichenstiften unter einem Arm, während sie den andern unter den ihrer Mutter geschoben hatte.

„O Mama, du trägst mich ja," sagte sie, indem sie die Treppen hinabstiegen.

„Nein doch, Kind, im Gegenteil, du stützest mich," antwortete die Mutter.

Tommasina, welche allein zu Hause geblieben war, begann nun, bevor sie einkaufen ging, das Haus in Ordnung zu bringen. Nach neapolitanischem Brauche nahm sie die Kissen und Leintücher von den Betten und legte die Matrazen zusammen, um sie bis zum Nachmittag lüften zu lassen. Die Arbeit ging ihr, ihres Zustandes wegen, schwer und mühsam von der Hand, und wie sie jetzt das Leintuch aufnahm, um es auszuschütteln, sah sie ein kleines Papier zur Erde fallen. Erst glaubte sie, es sei der Umschlag einer der

Codeinpastillen, welche ihre Herrin des Nachts, wenn sie der Husten quälte, manchmal nahm, um schlafen zu können; als sie aber bemerkte, daß etwas darauf geschrieben stand, hob Tommasina das Zettelchen auf, um es zu sich zu nehmen und warf einen prüfenden Blick darauf. Die arme Cilenteser Bäuerin konnte nicht lesen; sie hatte auf dem Felde arbeiten müssen und keine Zeit gehabt, die Schule in Giffoni zu besuchen, aber worauf sie sich so gut verstand wie irgend jemand, das waren die Lottonummern ... auf dem kleinen Papier jedoch standen mit deutlicher, schöngeschriebener Schrift drei Nummern: „Drei, zweiundvierzig, vierundachtzig“.

„Das ist ja eine Terne,“ dachte Tommasina bei sich, nachdem sie die Zahlen gelesen hatte, und steckte den Zettel in ihre Schürzentasche, denn sie nahm sich vor, auf diese drei Nummern zu setzen, wenn sie ihre Einkäufe machen ging; war es doch heute Sonnabend und vielleicht handelte es sich um ein Glück, das ihr der Himmel sendete. Aber wie kam dies Papier in das Bett ihrer Herrin? Es konnte weder ein Briefumschlag, noch ein Rezept, noch eine Visitenkarte sein, es war nichts als ein einfaches Papier mit drei unverkennbar zum Spielen bestimmten Nummern, also wirklich und wahrhaftig eine Terne. Und Tommasina sann hin und her, um der Sache auf den Grund zu kommen. Vielleicht hatte irgend jemand, ein Priester, oder ein Mönch oder sonst eine gute, fromme Seele, gestern, am Freitag, ihrer Herrin die drei Nummern gegeben; oder sie konnte in ihrer großen Frömmigkeit auch selbst darauf gekommen sein und die ungewisse Terne erprobt haben, wie alle diejenigen in Neapel thun, denen viel am Lottospiel gelegen ist. Das heißt, sie hatte am Freitagabend vor dem Schlafengehen die drei Nummern auf ein Stück Papier geschrieben und es offen und ungefaltet unter ihr Kopfkissen gelegt, um dann in der Nacht mit allen Kräften daran zu

denken. Träumt man in der Nacht von diesen Nummern, so sind sie gut und werden sicherlich gezogen, träumt man hingegen nicht davon, so sind sie schlecht, und es ist nicht der Mühe wert, auch nur zwei Soldi daran zu wenden. So hatte es gewiß auch ihre Herrin gemacht und sie, die ja so engelsgut war, mußte die Treffer im Traume erkannt haben.

„Wer weiß!“ dachte Tommasina bei sich, „wer weiß, vielleicht hat sie mir heute nur deshalb nicht mehr als drei Lire für die Einkäufe gegeben, um ins Lotto setzen zu können... möchte ihr's die Madonna gesegnen und auch mir ein wenig helfen...“

Dann nahm sie ein reines Küchentuch für ihre Einkäufe, denn der Armkorb, der Zeuge längstvergangener schöner Tage, an denen man noch Hühner und Krebse vom Markt nach Hause brachte, war zu Grunde gegangen. Auf dem breiten Treppenabsatze traf Tommasina die Nachbarin, Donna Luisa Jaquinangelo, welche zugleich Besitzerin des alten Hauses war, soeben im Begriff, mit Hilfe ihrer Magd Concettella bei einem herumziehenden Händler, den sie von der Straße hatte rufen lassen und der nun mit zwei großen Körben heraufgekommen war, um Tomaten zu feilschen. Concettella und der Verkäufer knieten zu beiden Seiten der Körbe auf dem Boden, und wenn der Händler zu kleine oder zu reife Tomaten in die Wagschale legte, so streckte die Magd ihre Hände aus, um sie umzutauschen; der Verkäufer wehrte sich mit erhobenem Kopfe und legte schließlich die Wage hin, indem er erklärte, er wolle lieber gar nichts mehr verkaufen, indessen Donna Luisa Jaquinangelo, aufrecht auf der Schwelle stehend, ruhig zusah und hie und da ein Wort dazwischen warf. Sie war häßlich genug mit ihrem ziegenartig hervorstehenden Gesichte, aber untadelhaft von der Friseuse gekämmt und in russische Leinwand gekleidet — ein großer Luxus in dem alten Hause in S. Maria dell' Aiuto — und ungeachtet ihres Reichtums und ihrer Güte machte sie

die heimliche Qual ihrer Familie aus. Ohne Beschäftigung, ohne Sorgen für die Zukunft, ohne Schmerzen noch Bekümmernisse, klammerte sie sich an die kleinlichsten Vorkommnisse des täglichen Lebens und peinigte, ohne bösartig zu sein, ihren Mann, die Kinder, die Mägde und Verkäufer mit ihrer kindischen Neugierde, ihrem lästigen Eifer und einer Kleinlichkeit, die bis ins Maßlose ging. Ueberall mußte sie zugegen sein, um alles und jedes mußte sie sich bekümmern, auch wenn es sie nichts anging, denn sie hielt sich für die weiseste und erhabenste der Frauen, während dieselben Menschen, die sie mit ihrer Liebe und ihren Wohlthaten bedachte, sie für die allerlästigste erklärten. So bestand auch eines ihrer größten Vergnügen darin, die Händler von der Straße heraufzurufen und eine Stunde lang um ein Kilo Pfirsiche zu feilschen, während ihre Mittel ihr doch bequem erlaubt hätten, die Köchin täglich auf den Markt zu schicken.

„Guten Morgen, Tommasina," erwiderte Donna Luisa den Gruß der Cilenteserin. „Nun, wie geht es? Nimmst du das Borretschkraut, wie ich dir geraten habe?"

„Gnädige Frau, ich esse eben, was ich bekomme," antwortete die Magd, die an den Korb mit Tomaten herangetreten war. „Zu einer Borretschkur müßte ich Geld haben. Guter Freund, wie teuer verkauft Ihr Eure Tomaten?"

„Vier Soldi das Kilo."

„Herr du Allmächtiger! Und wer wird heutigestags noch vier Soldi zahlen wollen? Wißt Ihr denn nicht, daß wir schon Ende Mai haben? Bald werdet Ihr das Kilo für einen Soldo geben müssen!"

„Dann höre ich auf Tomaten zu verkaufen und spiele den großen Herrn," entgegnete spottend der Händler.

„Hört, guter Freund, wenn Ihr mir ein Kilo für zwei Soldi gebt, so nenne ich Euch dafür drei gute Nummern!"

Jetzt hob der Verkäufer den Kopf, Concettella sprang

auf und Donna Luisa Jaquinangelo streckte ihr Ziegenkinn vor, als höre sie etwas ungemein Anziehendes.

„Habt Ihr sie von einem Mönch erhalten?" fragte er Tommasina.

„Es wird der Beichtvater gewesen sein," bemerkte Concettella.

„Schöne Frauen finden immer jemand, der ihnen gute Nummern gibt," sagte der Händler lachend.

„Was geht's Euch an? Mönch oder Beichtvater, wer heute sein Glück machen will, der muß auf drei, zweiundvierzig und vierundachtzig setzen; das sind Treffer, die den Staat zu Grunde richten werden!"

„Wie muß man darauf setzen?" fragte jetzt Donna Luisa.

„Nach Belieben, gnädige Frau, aber für Sie haben sie ja keinen Wert; die sind für uns, die wir uns um jeden Soldo plagen müssen. Gebt Ihr mir nun das Kilo Tomaten?"

„Da habt Ihr's, aber wenn nichts herauskommt, bin ich morgen wieder da, um meine zwei Soldi zu holen."

„Morgen fahren wir alle spazieren," erwiderte Tommasina halb lachend, halb schwermütig, indem sie das Gewicht überwachte.

Dann stieg der Händler, seinen Korb auf dem Kopfe, schweren Schrittes die Treppe hinab.

„Höre, Tommasina," sagte Donna Luisa Jaquinangelo, „hier hast du sechs Soldi, um dir eine Borretschsuppe zu kochen. ... Doch nein, es ist besser, ich gebe dir das Geld nicht in die Hand, du könntest es für etwas andres ausgeben; komm lieber heute um drei Uhr zu mir, wo du deine Suppe von Concettella gut mit Oel zubereitet fertig finden wirst; du mußt sie vor meinen Augen essen, sonst bin ich nicht zufrieden."

„Vergelt's Gott," antwortete Tommasina, indem sie die Treppe hinunterstieg und im stillen überlegte, daß die

baren sechs Soldi ihr weit mehr genützt haben würden. Donna Luisa Jaquinangelo aber blieb mit Concettella auf dem Treppenabsatz stehen, um zu beraten, wie die Nummern am vorteilhaftesten zu setzen wären.

Unter der Hausthür plauderte Mariangela mit Gelsomina. Mariangela war die Kammerfrau der Marchesa Casamarte, welche die Nobeletage bewohnte und unter der bürgerlichen Umgebung des Jaquinangeloschen Hauses als große Dame erschien, deren Kutsche gegenüber, unter der Halle des Palazzo Ricciardi, ihrer harrte, so oft sie in Seide gekleidet und stark mit Jockeyklub parfümiert, mit ihrer großen Bourbonennase in dem langen, fahlen Gesicht, vorüberging.

Gelsomina hingegen war die Tochter des Pförtners im Palazzo Ricciardi, ein auffallend schönes, in berauschend üppiger Jugendfülle blühendes Mädchen, in leichtem Leinwandkleidchen, mit niedergetretenen Schuhen, roten, verschossenen Strümpfen und dem gepuderten Schelmengesichtchen der jungen Neapolitanerinnen. Während sie mit Mariangela plauderte, formte der kleine Häkelhaken in ihren Händen mit Blitzesschnelle die sogenannten Sterne, aus denen sie die großen Bettdecken zusammensetzte, die sie an die Bräute ihrer Nachbarschaft verkaufte; denn die blau oder rosa unterlegten gehäkelten Decken waren unter den neapolitanischen Bräuten neueste Mode.

„Gehst du einkaufen?“ wandte sich die elegant gekleidete Kammerfrau mit dem Hut auf dem Kopfe an die ärmlich aussehende Tommasina.

„Ja, und wohin gehst du?“

„Ich sagte es soeben der Gelsomina, die heiraten will und nicht weiß, ob sie den vornehmen Don Giovanni Caccioppoli wählen soll, oder den jungen Friseurgehilfen bei Rigillo; sie soll den jungen Friseur nehmen, — nur keinen vornehmen Herrn!“

„Was willst du damit sagen, Mariangela?“

„Was ich damit sagen will? Ich will sagen, daß wir, die Marchesa und ich, es bei uns zu Hause kaum mehr aushalten können, und daß die Arme, wenn sie mich nicht hätte, sich schon längst ein Leids angethan haben würde! Einmal ist der Herr Marchese, der im Morgengrauen, oder auch gar nicht heimkehrt und seine arme Frau ohne einen Soldo allein zu Hause läßt, ein wahres Muster von einem Ehemann; und dann kommt ihr Vetter, der junge Graf, noch alle Augenblicke und sagt ganz unverfroren: ‚Benilde, kannst du mir fünfhundert Lire geben?‘ Was ist da zu machen? Der junge Graf weiß nichts von unsrer Not, und wenn man dem Marchese ein Wort darüber verlauten läßt, so kommt er sogleich mit den Paraphernalien und dem Nadelgeld: lumpige zweihundert Lire im Monat, wenn sie überhaupt ausbezahlt werden, und dabei muß die Marchesa, wenn sie auf Reisen geht, noch selbst für die Kosten aufkommen! Ja, Kinder, was ist da zu thun? Da heißt's verkaufen und verpfänden. Wollt ihr sehen?“

Damit zog sie Tommasina und Gelsomina mit sich ins Innere der Hausflur, schaute sich vorsichtig um und nahm dann ein rotes Lederetui aus der Tasche, das sie öffnete. Eine große Vorstecknadel in Hufeisenform aus Brillanten und Rubinen funkelte ihnen auf weißem Samt im Halbdunkel des Hausganges entgegen.

„Ist das prächtig!“ riefen die beiden wie aus einem Munde.

„Ist es nicht zum Weinen, wenn man so etwas ins Versatzhaus tragen muß? Und das hätte noch nichts zu sagen, wenn es alles wäre. Aber wir haben auch die Solitärs der Prinzessin Großmutter versetzt, so gut wie das Perlenhalsband, das die Tante Klothilde, die später Nonne in Donnalbino wurde, uns geschenkt hat, und drei Armbänder dazu. Glücklicherweise ist es jetzt Sommer und wir

brauchen keinen Schmuck; nächsten Winter aber werden Tausende nötig sein, um wieder alles auszulösen!"

„Ein jeder hat sein Kreuz zu tragen," murmelte Tommasina, im Begriff fortzugehen.

„Wir müßten eben eine Terne gewinnen!" sagte Gelsomina, indem sie die Straße hinaufschielte, ob sich nicht Don Giovanni Caccioppoli sehen lasse, oder ob der junge Gehilfe etwa an seiner Ladenthür erscheine.

„Und wer gibt dir die Nummern dazu?" rief Mariangela. „Ich setze nun schon seit acht Jahren auf sechs und zweiundzwanzig; aller Augen warten auf diese Ambe, und wenn sie einmal gezogen wird, muß der Staat sie hundertfach bezahlen!"

„Ich halte mich an vierundsechzig als estratto,"*) warf Gelsomina ein, indem ihr Häkchen immer munter weiterarbeitete, „aber man braucht eben zu viel Geld, um mit einem estratto etwas zu gewinnen."

„Ich bleibe bei meiner Terne: drei, zweiundvierzig, vierundachtzig," sagte Tommasina, indem sie nach der Via dei Banchi Nuovi umbog. Auch Gelsomina ließ jetzt Mariangela stehen, denn an der Ecke der Via Ecce Homo, wo der Stiefelputzer steht, war Federico, der Gehilfe des Friseurs, erschienen. Von kleiner Gestalt, mit blendendweißem Hemde, breitumgeschlagenem Hemdkragen und rotseidenem Halstuch, in schwarzem Jackett, mit hochgekämmten, an den Spitzen leicht gekräuselten und von der Stirn bis zum Nacken gescheitelten Haaren war Federico für die schöne, unermüdlich häkelnde Gelsomina Santoro das Ideal der Eleganz. Don Giovanni Caccioppoli war freilich ein vornehmer Herr, das heißt, er vertrat den Advokaten Solimena im dritten Stock des Palazzo Ricciardi; dafür hatte er

*) Als estratto, d. h. als einzige, erstgezogene Nummer.
Anm. d. Uebers.

aber auch seine vierzig Jahre auf dem Rücken und einen dünnen Bart und eine Miene, als käme er eben aus dem Krankenhaus. Aus diesem Grunde bevorzugte Gelsomina bei weitem den Friseur Federico, der wie alle jungen Leute seines Standes ein wenig den Uebermütigen und den Don Juan spielte, und war glücklich, wenn sie unter der Hausthür, oder an der Straßenecke oder vor seiner Ladenthür mit ihm plaudern konnte. Federico hatte soeben seinen Fuß auf den Schemel des hinkenden Stiefelputzers gesetzt, um seine zierlichen kalbledernen Stiefel putzen zu lassen, und schielte dabei nach Gelsomina hinüber, bis diese, von seinen Blicken angezogen, sich langsam näherte, ohne jedoch die Häkelnadel ruhen zu lassen, indem sie vielmehr alle Augenblicke frisches Garn vom Knäuel aus ihrer Tasche zog.

„Gott zum Gruß!" sagte Federico.

„Guten Tag," erwiderte Gelsomina.

„Kerzen, Kerzen, wer will Kerzen!"*) begann zu gleicher Zeit der Stiefelputzer zu brummen, indes er aus allen Kräften auf den unter seinen Händen befindlichen Stiefel losbürstete.

„So seid doch nicht so boshaft, alter Domenico!" fiel ihm Gelsomina ins Wort.

„Und was habt Ihr mit Eurem Advokaten gemacht, Donna Gelsomina?" fragte Federico spöttisch, indem er einen abgebrannten Cigarrenstumpf anzündete.

„Ich brauche keinen Advokaten," erwiderte sie trotzig. „Wenn ich etwas auszufechten habe, kann ich mich selbst verteidigen."

„Bravo, Donna Gelsomina! Ihr seid nicht auf den Kopf gefallen. Aber ich sprach von Eurem Bekannten, Don Giovanni Caccioppoli."

---

*) Eine Anspielung auf die Hochzeitsfeier, bei der die Kerzen eine große Rolle spielen. Anm. d. Uebers.

„Ja, ich kenne ihn wohl, aber ich weiß nichts von ihm, ich glaube, er ist gestorben."

„So sprecht doch vernünftig; ich meine den, der Euch heiraten will."

„Natürlich! Ich aber habe andre Absichten . . ."

„Und wäre es erlaubt, Donna Gelsomina, nach diesen Absichten zu fragen?"

„Was gehen sie Euch an?"

„Kerzen, Kerzen!" schrie der hinkende Alte jetzt aus vollem Halse.

„Hört, Donna Gelsomina, wenn ich eine Terne gewinne, so machen wir etwas miteinander aus, so wahr ich hier stehe," sagte der junge Mann jetzt völlig ernsthaft.

„Wollen wir heute zusammen auf die drei Nummern setzen, die ich von Tommasina, der Magd der französischen Dame, habe?"

„Was ist's für eine Terne?" fragte der alte Domenico indem er sich mühsam, so rasch seine lahmen Füße es erlaubten, aufrichtete.

„Drei, zweiundvierzig, vierundachtzig," erwiderte Gelsomina.

„Die wird nicht gezogen, die gewinnt nicht!" entgegnete der alte Domenico.

„Und warum nicht?" fragte Federico.

„Nun seht, Kinder, weil in dieser Woche die auf fünf ausgehenden Zahlen die richtigen sind und zwei davon gewinnen werden. Weil der Pfarrer in Santa Maria la Nuova von den Mäusen gesprochen hat, die haufenweis im Kloster und in der Kirche herumlaufen, und deshalb elf, die Nummer der Mäuse, sicher ist; weil endlich, nach gewissen Berechnungen, die ich angestellt habe, die Nummer neunundsechzig diesmal ein Treffer ist, und weil vielleicht, vielleicht, ja beinahe sicher, das achtzehn der vergangenen Woche sich wiederholt, oder aber sich aufwärts in neunzehn verwandelt."

Und wie besessen zog der alte lahme Domenico einen Pack alter halbzerrissener, mit Fett beschmutzter Papiere unter der Fußbank, wo er Wichse und Bürste aufbewahrte, hervor: Ausschnitte aus kabbalistischen Zeitungen, kleine, über und über mit Zahlen beschriebene Stückchen Papier in Herzform, unscheinbare Fetzen, die unter den langen Kolonnen der Nummern verschwanden, und, die Brille auf der Nase, mit fieberhafter Hast in den schmutzigen Papieren herumblätternd, murmelte er: „Nichts, gar nichts, diese Nummern werden nicht gezogen! Und wo kommen sie denn eigentlich her? Von einem Mönch, einem Kabbalisten, oder von jemand, der mit guten Geistern im Bunde steht? Gott bewahre, man weiß ja gar nicht von wem! Diese Nummern werden nicht gezogen!“

„Es thut nichts, guter Domenico, es hat nichts zu sagen, wir versuchen es eben. Habt Ihr fünf Soldi übrig, Federico? Dann spielen wir zu zweien um eine halbe Lira.“

„Immer zu Euren Diensten,“ erwiderte dieser artig. „Soll ich auch für Euch auslegen?“

„Entschuldigt, aber das ist meine Sache,“ versetzte das junge Mädchen stolz; „sonst klappt das Spiel nicht. Wollt Ihr mir anvertrauen, für Euch zu setzen und den Zettel zu behalten?“

„Er ist in guten Händen,“ sagte ihr Geliebter höflich.

Damit trennten sich die beiden, er, um in seinen Laden zurückzukehren, wo schon die Kunden auf ihn warteten, sie, um sich langsam nach der Lottobank in Piazza Santa Maria la Nuova zu begeben, indes der alte, lahme Domenico kopfschüttelnd und lächelnd, von Zeit zu Zeit die Brille auf der Nase zurechtrückend, ganz in seine Zahlen vertieft zurückblieb und gar nicht den Fuß gewahrte, den der mit Rhachitis behaftete Richter Scognamiglio zum Stiefelputzen auf den Schemel gesetzt hatte, so daß der kleine, bucklige Richter in weißer Weste, langem schwarzen Tuchüberzieher und dem mit

breitem schwarzen Band versehenen Strohhut ungeduldig mit dem Fuße stampfte.

„Ich bitte Eccellenza, zu entschuldigen," stotterte der Lahme ganz verwirrt, „da bin ich." Und lebhaft schlug er mit der Bürste auf den Schemel, während er den Staub vom kleinen Stiefel des verwachsenen Richters Scognamiglio blies.

„Immer und immer das Lotto," bemerkte der Rechtsgelehrte streng.

„Was kann ich dafür, Eccellenza, das ist nun einmal meine Leidenschaft."

„Es ist ein Laster, Domenico."

„Und warum unterhält es dann der Staat? Wem thue ich denn etwas zuleide, wenn ich spiele? Ich habe weder Weib noch Kinder; was ich verdiene, genügt mir zum Leben, und wenn es mir nicht reicht, belästige ich niemand. Trinke ich vielleicht? Oder verleumde ich meine Nebenmenschen? Raube oder morde ich etwa?"

„Es ist dennoch ein Laster," entgegnete der Richter.

„Entschuldigen Sie, Eccellenza, aber Sie täuschen sich dennoch. Ich spiele ja nicht mit fremdem Geld, sondern mit meinem eignen; wer will mir das verwehren?"

„Aber was würdest du thun, wenn du nun gewännest?"

„Ich würde die ganze Nachbarschaft mit Essen und Trinken freihalten," antwortete der Alte mit einer großartigen Handbewegung.

„Und mit dem Rest würdest du abermals ins Lotto setzen, nicht wahr?"

„Das versteht sich!" erwiderte jener mit einer Gebärde, als müsse er sich seinem Verhängnis beugen.

„Wie viel Jahre sind es nun her, Domenico, seitdem du angefangen hast, zu spielen?"

„Seit meinem achten Jahre, Eccellenza, also fünfzig Jahre."

„Und wie oft hast du gewonnen?"

„Nur zweimal; einmal fünfzig Piaster, ein andermal fünfzehn Lire."

„Und weiter nichts?"

„Nichts weiter."

„Du siehst also, daß nicht viel dabei herauskommt und der Staat das meiste gewinnt."

„Ja, aber nur wenn er mit Leuten zu thun hat, die sich nicht darauf verstehen. Denn Sie müssen wissen, Eccellenza, daß es in Neapel gelehrte Männer gibt, die die Mathematik studiert haben, fromme, weise Mönche, erleuchtete Seelen, welche sich von Grund aus auf die Nummern verstehen."

„Und die ins Lotto setzen?"

„Einige von ihnen wohl," fuhr der Stiefelputzer geheimnisvoll fort.

„Und sie gewinnen?"

„Nicht immer. Manchmal ist auch der Zufall im Spiel. Oft wissen sie die rechten Nummern, aber der Herr schlägt sie mit Blindheit, daß sie nicht spielen; andre Male verstehen sie dieselben nicht auszulegen, oder aber es fehlt ihnen der rechte Glauben. Ich rieche es den Nummern von weitem an, wenn sie schlecht sind. Gerade vorhin war die Gelsomina da, die die Decken häkelt, und hat mir gesagt, sie wolle auf die Terne drei, zweiundvierzig und vierundachtzig setzen. Aber ich will sterben, wenn sie nur eine der Nummern auf der Liste findet! Ich habe versucht, sie davon abzubringen, aber es war keine Möglichkeit."

„Und auf welche Nummern willst du setzen?"

„Auf diese da."

Zugleich hielt er dem Richter eine ganze Reihe Ternen, Amben und Quaternen, ja Zettel mit siebenfachen Nummern hin. Dieser schüttelte den Kopf, zahlte einen Soldo für die geputzten Stiefel und ging dann nachdenklich weiter, der Via dei Tribunali zu. Er mußte an seine Familie denken, an die fünf häßlichen, kleingewachsenen braunen, mit Rhachitis

behafteten Kinder, von denen vier Mädchen waren und sicherlich keinen Mann fanden; sie mußten alle Hausarbeit verrichten, kochen, waschen, bügeln, nähen und ihre Kleider selbst verfertigen; aber trotz aller Anstrengungen, etwas für bessere Kleidung zu ersparen, sahen sie immer so elend und zugleich so unglücklich aus, daß er nie wagte, sie mit sich auf den Spaziergang zu nehmen. Hätte er wenigstens eine der Töchter in die Normalschule schicken und eine andre als Telegraphistin ausbilden lassen können! Aber wie war es möglich, sie den Hausgeschäften zu entziehen und die Schulkosten zu bestreiten? Und dabei waren sie so über alle Maßen häßlich, daß selbst der Vater sich keiner Täuschung über ihre Zukunft hingab. Er suchte in seinen Taschen und fand zwei Lire, die er für alle Fälle immer bei sich trug, aber niemals ausgab, denn er lebte wie die Mäßigkeit selbst und schnupfte nur einen Tag um den andern für zwei Soldi Tabak. Wie war es ihm nur in den Sinn gekommen, zu heiraten, als er den Amtsrichterposten in Frosolone bekleidete? Freilich hatte ihn seine Braut Amalia, die keinen Soldo Mitgift besaß, trotz seines Buckels geheiratet. ... „Meine Töchter würden, glaube ich, einen Taubstummen, einen Lahmen, kurz den ersten besten nehmen,“ dachte er bei sich. Ach, wenn man ihn doch zum Vizepräsidenten ernennen wollte, dann könnte er wenigstens eines der Mädchen in die Normalschule schicken oder den Telegraphendienst erlernen lassen, damit sie sich ihr tägliches Brot zu verdienen im stande wären! Langsam und finster setzte er seinen Weg nach dem Gerichtshofe fort; nur ging er nicht wie gewöhnlich durch die Pignatellistraße, wo er sonst jeden Morgen mit dem Richter Inzenza zusammentraf, sondern bog in die Via Mezzocannone ein, und es ereignete sich an jenem Samstagmorgen der unerhörte Fall, daß der bucklige Richter Scognamiglio sich im Gerichtshof um eine halbe Stunde verspätete.

Unterdessen hatte Federico im Laden des Friseurs Rigillo

sein Tagewerk begonnen, denn eine Menge Leute waren gekommen, sich rasieren und die Haare schneiden zu lassen. Und das Tagesgespräch drehte sich wie an jedem Samstagmorgen zwischen Kunden und Friseurgehilfen um ein und dasselbe unerschöpfliche Thema des Lottos mit seinen hundertfachen Wechselfällen. Ein jeder sprach von seinen Nummern, und Federico sagte allen, denen er den Bart rasierte oder die Haare schnitt, mit jener halb ehrerbietigen, halb gemütlichen Art, die den neapolitanischen Kleinbürger auszeichnet: „Wenn heute etwas eintrifft, worauf ich hoffe, so sehen Sie mich künftig nicht mehr hier, mein Herr.“

„Und das wäre?“ fragte der Kunde unter dem Klappern der Schere oder mitten aus den weißen Seifenfluten heraus, die sein Gesicht umschäumten.

„Eine Terne, die ich gewinnen soll.“

„Welche Terne?“

„Eine unfehlbare Terne: *drei, zweiundvierzig, vierundachtzig.*“

„Von wem habt Ihr die Nummern?“

„Von meiner Liebsten. Wenn wir gewinnen, machen wir Hochzeit.“

Und auch der ungläubigste der Kunden schaute nachdenklich vor sich hin, indes ihm Federico mit der Kleiderbürste über den Rücken fuhr.

Gelsomina hatte sich ihrerseits auf dem Wege nach Santa Maria la Nuova, wo sich die Menschen in dichten Haufen vor der Lottobank zusammendrängten, auf der Piazzetta dell' Aiuto aufgehalten, um in den Laden ihres Vetters Peppino Ascione, der die Heiligenstatuetten anfertigte und bemalte, einzutreten. Der Laden war klein und wurde von den fünf oder sechs lebensgroß in Holz gehauenen Heiligen gerade ausgefüllt. In der That stellte Peppino Ascione nur Köpfe, Hände und Füße her, die er aus Stuck modellierte und zierlich bemalte; aber er war

der erste Stuckarbeiter in den Banchi Nuovi, dem traditionellen Viertel für die Fabrikation der Heiligen. Im Notfall malte er auch die Kleider, indem er mit einem weichen Pinsel über das Holz fuhr und es roh bemalte . . . einen blauen, mit goldenen und silbernen Sternen übersäeten Ueberwurf für die Madonna Immacolata, eine graue Kutte mit blauem Mantel darüber für den heiligen Joseph, und eine braune Kutte für den Armen von Assisi. Weit lieber aber waren ihm, wie dem neapolitanischen Volke überhaupt, die in wirkliche Stoffe, in Wolle oder Seide gekleideten Heiligen mit einer echten gestickten oder gesteppten Kutte und einer wirklichen Schnur. Am meisten zeigte Peppino Ascione seine Kunst in den Gestalten des gekreuzigten Christus mit der Dornenkrone, dem von Blut und Thränen überströmten Antlitz, der bluttriefenden Brust und der offnen Wunde in den Rippen. . . . Niemand, niemand verstand einen so ergreifenden Ecce Homo zu machen, wie Peppino Ascione! Und der junge Stuckarbeiter hätte reich dabei werden können, wenn nicht eine unheilbare Blutarmut an seinem Leib gezehrt und ihm den Aufenthalt zwischen den scharfen Gerüchen der mit Stuck gemischten Farben und die sitzende Lebensweise in dem kleinen Laden der Piazzetta dell' Aiuto verbittert hätte. Er war so blaß und schwach mit seinem weißen Zahnfleisch und dem wachsfarbenen Ohrenknorpel, daß er stundenlang regungslos vor einer Statue des siegreichen Erzengels Michael sitzen konnte, ohne auch nur eine Hand zu erheben, um dem Besieger des Belzebub etwas Gold auf die Metallplatten seines Panzers zu pinseln. Mit trüben Augen schaute er auf seine Heiligen, die roh und unbearbeitet aus der Werkstätte des Bildhauers gekommen waren und nun rosig, in entzückende Farben gekleidet, mit blauen zum Himmel erhobenen Augen von ihm schieden, während ihre zarten Hände Gnaden zu erbitten oder solche auf die Erde auszugießen schienen . . . auf die heilige Philomele mit

dem Pfeil, der wie eine Feder aussah, auf den heiligen Rochus mit aufgedecktem wunden Knie, von seinem treuen Hund gefolgt; den heiligen Blasius, der im Bischofsgewande den Segen erteilte, und auf S. Vincenzo Ferreri mit dem offenen Buche und der Flamme des heiligen Geistes über seinem Haupte. Peppino Ascione schaute sie alle, einen nach dem andern, in wehmütigem Entzücken an, als erflehe er von ihnen die Gnade der Genesung. Neben ihm auf einem Tischchen standen, zwischen dem weißen und dem roten Farbentopfe, die in Tomatensauce gekochten Maccaroni, die ihm seine Mutter jeden Tag von San Giovanni Maggiore, wo sie wohnten, schickte; sie standen da in einem großen roten irdenen Geschirr und wurden kalt, ohne daß Peppino Ascione sie nur angerührt hätte, denn er hatte niemals Lust zum Essen, so wenig als er von dem Maranerwein aus dem mit einem zusammengerollten Traubenblatt verschlossenen Fiasko aus grünem Glase trank. Eine unbesiegbare Schwäche benahm ihm jede Willenskraft, und, von ihr überwältigt, rief er aus: „Nichts, nichts kann mir helfen!“

Als Gelsomina an jenem Morgen in den Laden trat, war er damit beschäftigt, einen Kranz aus kleinen künstlichen Rosen zusammenzusetzen, um ihn auf dem blonden Scheitel einer ganz in Weiß gekleideten Madonna della Saletta zu befestigen, die ihre rosigen Händchen unter den weiten Aermeln aus weißer Wolle verbarg.

„Peppino, kannst du mir fünf Soldi leihen?“

„Brauchst du sie, um Garn für deine Decke zu kaufen?“

„Nein, um ins Lotto zu setzen.“

„Hast du auch gute Nummern, werden sie gewinnen?“ fragte Peppino Ascione mit matter Stimme.

„Wir wollen hoffen. Wenn ich gewinne, so heirate ich den Federico, den jungen Friseur bei Rigillo. Willst du auch spielen?“

„Da hast du eine Lira, die du für mich verspielen

kannst, aber ich will nur eine trockene Terne, denn an einer Ambe mit fünfzehn Lire ist mir nichts gelegen."

„Und was beginnst du, Peppi, wenn du gewinnst?"

„Wenn ich gewinne? Wenn ich gewinne, schließe ich meinen Laden und gehe an einen kleinen Ort, der Pugliano heißt und auf dem Sommaberg*) oberhalb Resina liegt. Dort hat man Feuer unter den Füßen und Sonne über dem Kopfe; dort gibt es kräftige Fleischbrühe, frische Milch und guten Wein; dort gehe ich jeden Morgen in Flur und Wald spazieren, und komme dann nach einem halben Jahr so stark und dick zurück, daß ihr mich gar nicht mehr erkennt."

„Und malst dann keine Heiligen mehr?"

„Keine Heiligen mehr? Wenn ich die Gnade meiner Genesung erlebe, dann will ich eine Madonna Addolorata machen, wie man noch keine gesehen hat, und sie der Kirche in Pugliano schenken. Sie soll ein Kleid von schwerer schwarzer Seide, ganz mit feinem Gold durchwirkt, und einen eben solchen Mantel tragen, daß es nichts Schöneres geben kann. In den Händen soll sie ein Taschentuch von echtem Battist mit breitem Spitzenrande halten, und die Krone auf ihrem Haupte und die sieben Schwerter in ihrem Herzen sollen von vergoldetem Silber sein. Und aus allen Dörfern der ganzen Gegend und sogar von Neapel sollen die Frommen nach Pugliano in die kleine Kirche kommen, um die schöne, schmerzensreiche Mutter Gottes anzubeten."

„Und warum gerade die Madonna Addolorata, Peppino? Darf es keine andre sein?"

„Nein, denn sie ist die beste der Madonnen," sagte Peppino aus tiefster Ueberzeugung.

---

*) Der Berg „Somma" ist der erloschene Krater des Vesuvs und liegt diesem gerade gegenüber, unweit Neapels.

Anm. d. Uebers.

Zweites Kapitel.

Als es von der Kirche Santa Maria dell' Aiuto fünf Uhr schlug, begannen die Glocken die Vesper einzuläuten, die jeden Mittwoch und Sonnabend abend zu Ehren der heiligen Jungfrau stattfand. Aber weder die Bewohner der Piazzetta, noch die der Banchi Nuovi schienen sich viel daran zu kehren, sowenig wie die von Donnalbina und von Santa Barbara; noch zeigte sich niemand auf Gassen und Gäßchen, auf den großen und kleinen Plätzen. Wußte doch jedermann, daß die Vesperglocke die Frommen dreimal im Abstand von je einer Stunde zur Kirche ruft, und überdies war die Samstagsvesper aus einem geheimnisvollen Grunde, der dem Pfarrer viel zu denken gab, immer weit weniger besucht. Daher herrschte auf dem großen Platze, von dem die Sonne soeben zu verschwinden begann, heute statt des gewöhnlichen regen Lebens tiefe Stille; kaum daß man von Zeit zu Zeit einen leeren Wagen, dessen Kutscher in der sommerlichen Abendstille eingenickt war, im Schritt vorüberfahren sah. Nachdem die Vesperglocke ausgeläutet hatte, kam ein herumziehender Verkäufer bis auf die Mitte des Platzes, legte dort seine Ware auf und rief sie aus. Es waren Rosen, Mairosen, und der Ruf, mit dem der Händler sie ausbot, klang eher wie ein langgezogener, schwermutsvoller, weicher, von Duft und Schönheit gesättigter Gesang. Er sagte nur, daß die Rosen schön, daß es schöne Rosen seien; nichts weiter, aber mit so viel Gefühl und in so weichen, wollüstigen Tönen, daß es wie ein Zerfließen in Traurigkeit und erfüllte Sehnsucht klang. Aber niemand erschien an den Fenstern, vor denen noch die Jalousieen zum Schutz gegen die Sonne herabgelassen waren, wo nicht die inneren Läden Licht und Wärme abhielten; kein Mensch zeigte sich auf der Schwelle der Läden, deren

Thüren man angelehnt hatte, um der bereits sommerlichen Hitze den Eintritt zu wehren. Unter der Thür des Jaquinangeloschen Hauses fehlte Rosa, die Pförtnerin, und auf dem Stuhle, wo diese sonst zu sitzen pflegte, schlief, friedlich an einen vor kurzem begonnenen himmelblauen Strumpf geschmiegt, ein kleines, graues Kätzchen. Auch die Einfahrt des Palazzo Ricciardi war verödet; ja nicht einmal der Stuhl, auf dem die schöne Gelsomina mit den großen, grauen Augen und den blonden Haaren sonst immer Wache saß und emsig an ihren weißen „Sternen" für die Brautbettdecken häkelte, war heute zu sehen. Nur einen Augenblick lang war Federico, der Friseurgehilfe bei Rigillo, unter der Ladenthür erschienen, um aus einem Becken reichlich Wasser auf das staubige Trottoir zu spritzen. Um halb fünf Uhr hatte der alte Domenico Bürsten und Wichse in sein Schuhputzerkästchen zusammengepackt, es mühsam vom Boden aufgehoben und über die Schultern gehangen, um sich dann langsam und hinkend, wie es ihm seine krummen, lahmen Beine erlaubten, nach den Banchi Nuovi und nach San Giovanni zu begeben. So war es an jenem Frühlingsnachmittage vollständig einsam auf dem großen Platze. Nur der Blumenverkäufer hatte, zwei mit Rosen gefüllte Körbe zu seinen Füßen, dreimal seine schwermütige Weise von den schönen Rosen in die lautlose Einsamkeit hineingerufen und dabei nach den Fenstern hinaufgeschaut; als er aber sah, daß sein Ruf unbemerkt verhallte, hatte er ruhig seine Last wieder aufgenommen und war, sich ein wenig in den Hüften wiegend, durch das Donnalbinagäßchen verschwunden.

Im Jaquinangeloschen Hause herrschte um fünf Uhr nachmittags tiefe Stille. Den ganzen Morgen über war Mariangela, die Kammerfrau der Marchesa di Casamarte, unaufhörlich ein und aus gegangen und hatte die Thüren mit großer Vorsicht auf- und zugeschlossen, als wolle sie sich

nicht hören lassen, um dann wie der Wind die Treppen hinabzufliegen und mit schief aufgesetztem Strohhut und geheimnisvoll geschäftigem Wesen bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu laufen. Dann, gegen zwei Uhr, war ein lauter Wortwechsel von männlichen und weiblichen Stimmen durch die halbgeöffnete Flurthür hindurch auf die Treppe gedrungen, bis plötzlich eine zornige Hand die Thür heftig zugeworfen hatte, vielleicht, damit man draußen nichts mehr hören solle; und in der That herrschte seitdem im ersten Stock des Hauses eine Totenstille, die nicht mehr unterbrochen wurde. Im zweiten Stockwerke, wo der Richter Scognamiglio die Hälfte seiner Wohnung an ein Kommissionsbüreau vermietet hatte, das niemals Geschäfte machte, war heute sowenig wie jemals das geringste zu hören.

Die Scognamiglioschen Töchter schämten sich so sehr des wertlosen, mühevollen Lebens, das sie führten, und der drückenden, tiefanständigen Armut, die sie ohne Murren trugen, daß sie sich wie Maulwürfe in ihre Behausung einschlossen, überall Verdacht hegten und Mißtrauen schöpften und, wenn jemand an ihre Thür klopfte, erst dreimal nach dem Namen fragten, bevor sie sich entschlossen, einen Spalt zu öffnen, als hätten sie einen Schatz zu bewachen. Daher kam auch nie jemand zu ihnen, und sie selbst gingen niemals aus, sondern besorgten ihre Einkäufe um sechs Uhr morgens, wenn noch alles schlief, auf dem Treppenabsatz des Hauses. Und obgleich es jetzt schon fünf Uhr war und der kleine, bucklige Richter Scognamiglio jeden Augenblick aus dem Gerichtshof heimkehren konnte, ließ nicht der leiseste Küchengeruch auf eine bereitete Mahlzeit schließen. Im dritten Stock, wo Donna Luisa Jaquinangelo und die sogenannte französische Dame wohnten, war es bis drei Uhr nachmittags äußerst lebhaft zugegangen, denn Donna Luisa hatte, mit der besten Absicht von der Welt und einer Menge

liebevoller Gründe, keinen Augenblick lang aufgehört, ihren Mann und ihre Kinder, Pietro, den Diener, und Concettella, die Köchin, zu quälen, aber nach dem Essen, um drei Uhr, war sie endlich ihr Schläfchen machen gegangen, nicht ohne dem Mädchen anzuempfehlen, sie um vier zu wecken, da sie viel zu thun habe. In Wahrheit hatte sie gar nichts vor, sondern schlief vielmehr, nachdem man sie um vier Uhr wecken gekommen war, wie alle Tage, mit einem: „es ist gut“ ruhig weiter; es war nur, um den Leuten etwas zu thun zu geben. Auf der andern Seite der Treppe, bei der französischen Dame, blieb alles still, denn Tommasina, die Magd, war allein zu Hause. Sie war schon zwei- oder dreimal ausgegangen und hatte sich in steigender Erschöpfung nur mühsam wieder zurückgeschleppt, mit ihrem schwachen Gedächtnis hadernd, um dessentwillen sie wegen eines bißchen Petersilie noch einmal die Treppen ab und auf zu steigen genötigt war. Oben in der Küche auf dem Herde kochte Tomatenbrühe für die Maccaroni und daneben große mit Speck, Pfeffer und Petersilie gewürzte Bohnen mit sogenannter „Monnezzaglia“, das heißt den zusammengeworfenen Ueberbleibseln der großen Nudelkästen, während auf dem schwärzlichen Küchentische eine halbe Melone aufgeschnitten lag. Das Gemüse und die Melone waren das Mittagessen für Tommasina und ihren Mann, Francesco, den Schutzmann. In der That klopfte gegen ein Uhr jemand an die Thür, und Tommasina ging öffnen. Es war Francesco in tadellos sitzender Uniform, die Mütze etwas über die Augen geschoben.

„Komm nur herein,“ sagte sie, als sie ihn zögern sah.

Wie alle Polizisten, gab er sich ein wichtiges Wesen, als hätte er alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, und schritt fast lautlos über den Boden hin. Er war ein wohlbeleibter junger Mann mit stark gerötetem Gesicht und einer dünnen, gebogenen Nase, die sein Gesicht entstellte, ein Bauer der Terra di Lavoro, der nach beendigtem

Militärdienst nicht mehr Lust gehabt hatte, zum Spaten zurückzukehren, der die Uniform um jeden Preis beibehalten und die süße Gewohnheit, sein Käppi auf einem Ohr zu tragen und stundenlang über das Kasernenleben, die schlechte Kost und seine Vorgesetzten loszuziehen, nicht mehr aufgeben wollte. In der Küche angelangt nahm er seine Mütze ab, suchte nach einem reinlichen Platz, wo er sie hinlegen konnte, und begann dann, sich mit der einen Hand durch die Haare fahrend, zu erzählen, was im Laufe des Vormittags bei ihnen vorgefallen war, indes Tommasina das fertige Gericht aus dem Topfe in eine breite, mit großen Brotschnitten ausgelegte Schüssel goß, aus der sie beide gemeinschaftlich aßen. Er war am Morgen um halb sieben heimgekehrt und hatte bis Mittag schlafen wollen. Aber natürlich war Tante Fortunata gekommen, die, welche Gelder auslieh und Kleider und Wäsche auf Borg verkaufte, wobei sie jeden Sonnabend ihre entsetzlichen Wuchergeschäfte machte, die den Schuldner in ihre Schlingen fesselte und ihm keine Ruhe ließ. Sie hatte ihm einen Auftritt gemacht und wollte Tommasina am Sonntag im Hause der Signora ebenfalls besuchen, weil sie nun schon seit drei Wochen nichts erhalten habe.

„Warum hast du nichts für Tante Fortunata auf der Kommode zurückgelassen?“ fragte Francesco, indem er gierig die von der Bohnenbrühe getränkten Brotschnitten aß.

„Weil ich nichts hatte,“ erwiderte seine Frau kurz, indem sie mit den Achseln zuckte. Ihr Mann schüttelte den Kopf, als schiene ihm dieser Grund nicht stichhaltig. Er selbst hielt es als angesehene, achtunggebietende Persönlichkeit, als Staatsbeamter, wie er sich ausdrückte, unter seiner Würde, sich um Familiensorgen zu kümmern; er hatte immer eine halbe Lira in der Tasche, um seinen Freunden, wie es der Anstand verlangte, eine Cigarre und ein Glas Wein anbieten zu können; die Knöpfe seines Rockes wurden stets rechtzeitig erneuert, aber dabei sah er es ruhig mit an, daß

seine schwangere, kränkliche Frau sich halb tot arbeitete und in Lumpen einherging. Jetzt erzählte er ihr, während er sich aus dem Fiasko Maranerwein einschenkte, daß später auch noch ihr Bruder, der junge Maurer, dagewesen sei. Er hatte den Typhus gehabt und zwanzig Tage im Hospitale gelegen; jetzt wollte er nach der Heimat zurückkehren, denn sein Geschäft konnte er bei der Schwäche, die ihm im Kopf zurückgeblieben war, und den Schwindelanfällen, unter denen er litt, nicht weiterführen. Darum ging er wieder nach Gifoni in der Valle Piana und war heute gekommen, um der Schwester lebewohl zu sagen.

„Er glücklich," sagte Tommasina, „ich wollte, ich könnte mit ihm gehen!"

„Freier Abzug auf der ganzen Linie," erklärte Francesco mit Nachdruck.

Sie sah ihn von der Seite an. Er hatte sie bei der Heirat getäuscht, und sie konnte es ihm nicht verzeihen. Da die einfachen Polizisten nicht heiraten dürfen, waren sie nur in der Kirche getraut, aber er hatte ihr versprochen, seinen Abschied einzureichen und mit den sechs- bis siebenhundert Lire, die sie als Mädchen erspart, ein kleines Geschäft anzufangen. Statt dessen hatten sie zusammen das ersparte Geld verzehrt, dann war es an ihren Schmuck gegangen, und schließlich wurde auch die Wäsche dutzendweise verschleudert. Er aber hatte nach wie vor sein Amt beibehalten, über den Dienst gemurrt und versichert, er wolle etwas Besseres suchen, ohne sich je von der Uniform und ihren blanken Knöpfen trennen, noch die Spaziergänge zu zweien in abgemessenem Schritt, bei denen er alle halbe Stunde ein Wort sprach, aufgeben zu können. Und dabei mußte Tommasina jetzt hie und da von diesem oder jenem hören, es könne ihr, da sie nur in der Kirche getraut sei, wie so vielen andern unschuldigen Opfern geschehen, daß Francesco sie eines schönen Tages sitzen lasse.

„Hast du eine Lira?“ fragte Francesco, indem er aufstand und sich den Gürtel schnürte.

„Nein,“ erwiderte seine Frau mit verächtlichem Achselzucken.

„Was fängst du denn mit dem Gelde an?“

Jetzt aber traf ihn ein Blick voll Zorn und Schmerz, denn sie fragte sich, wie er, der nie etwas nach Hause brachte und doch zu essen haben wollte, es wagen konnte, von Geld zu sprechen; war es doch als ein Wunder anzusehen, wenn er ihr von Zeit zu Zeit ein paar lumpige Lire gab. Sie blickte ihn nur an. Aber Francesco grüßte militärisch mit großer Würde, drehte sich auf dem Absatz herum und murmelte etwas vom Scirocco, der draußen blase, zwischen den Zähnen. Im übrigen trat er um drei Uhr seinen Dienst an und wollte um elf Uhr nach Hause kommen; wenn sie etwas brauchte, konnte sie ihn vor San Carlo treffen.

Als sie allein war, fühlte sie sich einen Augenblick lang wie vernichtet. Aber ihre natürliche Demut half ihr bald wieder darüber hinweg, und sie machte sich an die Arbeit, damit ihre Herrinnen bei der Heimkehr das Essen bereit fänden. Um vier Uhr war sie mit allem fertig und setzte sich, ganz erschöpft von der Arbeit, dem Treppensteigen und den Lasten, die sie getragen hatte, in eine Ecke des Wohnzimmers, um, mit den Händen unter der Schürze, den Rosenkranz zu beten, wobei ihr der Kopf auf die Brust fiel und sie einnickte. Aber um ein Viertel auf sechs Uhr lief Carminiello, der achtjährige Bube, der als Stalljunge beim Kutscher der Marchesa di Casamarte angestellt war, vom Palazzo Ricciardi weg nach der Piazza Madonna dell' Aiuto, und man hörte das Aufschlagen der Holzschuhe, die er zum Waschen der Wagen und zum Reinigen des Stalles trug, weithin über das Straßenpflaster hallen. Zehn Minuten nachdem er durch die San Giovanni Maggiorestraße verschwunden war, kam er auch schon wieder zurück, pflanzte sich an einer

Ecke des Platzes auf und begann von dort aus mit erhobenem Kopfe in die tiefe Nachmittagsruhe hineinzuschreien: „Zwölf! — drei! — neunzig! — zweiundvierzig! — vierundachtzig! haben gewonnen!“

Und alsobald ging es wie eine gärende Bewegung durch die träge Stille des Platzes und überall in den Häusern, unter den Thorgängen, in den Läden und den Kellergeschossen schien es sich zu regen. Donna Sofia, die Frau des Friseurs Rigillo, war die erste, die ihr Fenster öffnete und herausrief: „Carminiè, was ist gezogen worden?“

Da richtete sich der Bube in seinen Holzschuhen hoch auf und schrie mit nach rückwärts geworfenem Oberkörper aus voller Kehle: „Zwölf! — drei! — neunzig! — zweiundvierzig! — vierundachtzig!“

Jetzt ward es überall lebendig, alle Fenster wurden geöffnet, von allen Häusern kamen Frauen auf die Schwellen der Läden und alle Pförtnerinnen erschienen plötzlich mit Pantoffeln, im Unterrock und weißer Musselinjacke, die Fäuste an den Hüften und die Nase in der Luft, neugierig wieder unter den Hausthüren. Und aus einer Luke über der Eingangsthüre schaute, noch ganz zerzaust vom Schlafe, Gelsomina Santoros blondes Köpfchen wie ein soeben dem Nest entschlüpftes Vögelchen hervor.

„Carminiè, sag's noch einmal, was ist bei der Ziehung herausgekommen?“

Carminiello, der jeden Sonnabend die Treffer an der Rotonda bei San Giovanni Maggiore, wo die Ziehung stattfand, holen ging, merkte wohl an der allgemeinen Neugierde und den erregten Stimmen, die ihn fragten, daß dieser Sonnabend ein außergewöhnlich ereignisreicher sei, und rief daher zum drittenmal in wohlberechneten Zwischenräumen, indem er jede einzelne Silbe gleich einem Trompetenstoß hervorstieß: „Zwölf! — drei! — neunzig! — zweiundvierzig! — vierundachtzig!“

Hierauf allgemeines Schweigen; nur eine schwache Stimme, die des Schuhflickers Totonno, hörte man aus seinem kleinen Lädchen heraus fragen: „Carminiè, wie ist neunzig herausgekommen?“

„Als dritte Nummer,“ antwortete jener, und nachdem er solchermaßen seiner Pflicht als öffentlicher Ausrufer genügt hatte, lief er zum Palazzo Ricciardi zurück, um eine letzte Hand an den offenen Wagen der Marchesa di Casamarte zu legen. Mitten in dieser Stille erschien an der Ecke der Via Donnalbina die französische Dame, ihre Tochter Katharina am Arme. Sie waren beide müde, die Mutter von dem Uebermaß der erteilten Unterrichtsstunden, in denen sie das bißchen Stimme, das ihr noch blieb, zu Grunde richtete, die Tochter von dem stundenlangen Sitzen in der geschlossenen Schulstube, worunter ihre allzu lebhafte Natur litt. Daher kam es, daß erstere ihren sehr bescheidenen Perkalsonnenschirm ein wenig hinter sich herschleifte und Katharina ihre Hefte und Bücher mitsamt dem Bleistiftkästchen lo lässig in der Hand hielt, als müßten sie jeden Augenblick zu Boden fallen, während ihr der breite, weiße Kragen schief am Halse saß und der Hut nach hinten gerutscht war. So sehr waren die beiden von ihrer eignen Müdigkeit und dem Verlangen nach Nahrung benommen, daß sie in jenem Augenblick des allgemeinen Schweigens über den Platz schritten und bis zu ihrem Hause kamen, ohne auch nur im geringsten zu merken, daß soeben das Ergebnis der Ziehung ausgerufen worden war. Mühsam erstiegen sie die Treppen, nur hie und da ein kurzes Wort miteinander wechselnd, und oben angelangt, mußten sie wiederholt mit dem Griffe ihres Sonnenschirmes an die Thür klopfen, denn Tommasina war dermaßen in ihren Schlaf vertieft, daß sie nichts hörte. Endlich kam sie ganz verwirrt, noch mit dem Rosenkranz in der Hand, die Thür aufschließen, aber ihre Augen waren noch so sehr vom Schlaf umnebelt, daß sie beinahe ihre Herrinnen nicht

erkannt hätte. Dessenungeachtet war in wenig Augenblicken alles bereit, und schweigend setzten sich Mutter und Tochter an den runden Tisch im sogenannten Salon zum Essen hin. Die Unterhaltung floß nur kärglich, denn Katharina aß immer mit ausgezeichnetem Appetit viel und rasch, während ihre Mutter von Zeit zu Zeit inne hielt, um ihr gerührt zuzusehen. Tommasina bediente die beiden noch ganz schlaftrunken und beeilte sich, die schmutzigen Gabeln in der Küche zu reinigen, damit bei Tisch nichts fehle. Auch für den Wein standen zwei Gläser bereit und eines für das Wasser; aber die Signora betrachtete das mit Wein gefüllte Glas in ihrer zarten weißen Hand, ohne davon zu trinken, denn der etwas herbe Marano reizte sie zum Husten. Währenddessen wurden im ganzen Hause die Thüren heftig auf- und zugeworfen und vom Platze herauf drang ein großes Durcheinander von Stimmen, aber die Frauen waren an den neapolitanischen Straßenlärm gewöhnt und achteten nicht weiter darauf. Jetzt hatten sie ihr Essen beendet und begannen sich gegenseitig die Vorkommnisse des Tages zu erzählen; die Mutter wußte von den Zwischenfällen ihrer Lehrthätigkeit, den Wutausbrüchen der Schülerinnen, den Launen der Mütter und den Unverschämtheiten der Diener zu berichten, während die Tochter von der bärbeißigen Laune ihres Rechenlehrers sprach und die honigsüße, aber boshafte Art ihres Litteraturlehrers schilderte. Und während der ganzen Erzählung der Kleinen klang immer wieder die Freude auf die nahenden Sommerferien durch, in denen sie spät aufstehen, nach Herzenslust Romane lesen und jeden Abend nach der Villa Reale*) gehen durfte. Indem sie sich von der Mutter

---

*) „Villa reale“ oder „nazionale“ ist der Name für die am berühmten Chiaiaufer gelegenen prachtvollen öffentlichen Anlagen, wo die Neapolitaner bei Musik und Illumination am liebsten ihre Abende verbringen. Anm. d. Uebers.

versprechen ließ, daß sie sie dann jeden Abend nach der Villa führen werde, bemerkte sie gar nicht, wie diese erbleichte, so oft von den Sommerferien die Rede war. Verlor sie doch mit ihnen die Hälfte ihrer zehn oder zwölf Stunden, die ihr gesamtes kleines Kapital ausmachten, so daß gerade der Sommer mit seiner großen Armut ihr die größte Qual bereitete. Der Winter war freilich schlimm genug für ihre kranke Brust, aber man verdiente doch wenigstens Geld. Ach, nur der Sommer mit seinem Elend war grausam, und wer konnte wissen, wie sie ihn diesmal überstehen würde? Während sie in Gedanken darüber den Kopf senkte, kam Tommasina herein und fragte: „Signora, können Sie mir drei Soldi geben? — Ich habe keinen Kaffee mehr. . . ."

„Hier sind sie," sagte die Signora, indem sie das Geld mühsam aus der Tasche zog.

Damit ging Tommasina und ließ die Thür hinter sich ins Schloß fallen. Aber schon nach wenigen Minuten hörte man wieder klopfen.

„Wer ist da?" fragte Katharina.

„Ich bin's, Concettella."

Es war in der That Donna Luisa Jaquinangelos Köchin, die jetzt mit dem jungen Mädchen in die Stube trat.

„Meine Herrin läßt Sie vielmals grüßen und bedankt sich schönstens für das Geschenk, das Sie ihr heute früh durch Tommasina haben zukommen lassen."

„Ich?" versetzte die Signora wie im Traum.

„Dann möchte sie auch wissen, wenn es zu fragen erlaubt ist, wieviel Sie gewonnen haben, und ob Sie, im Fall der Gewinn bedeutend ist, im Hause wohnen bleiben. Wenn Sie ausziehen, muß sie die Wohnung sogleich ausschreiben, solange es noch gute Zeit zum Vermieten ist."

Mutter und Tochter sahen sich erstaunt an, und diese sagte: „Concettella, du mußt dich deutlicher erklären, Mama versteht dich nicht."

„Es handelt sich um die Terne von heute morgen, die Tommasina unter Ihrem Kopfkissen gefunden und auch uns gegeben hat.“

„Und sie ist gezogen worden?“ fragte jetzt die Signora, welche kreideweiß geworden war.

„Sie thun ja, als ob Sie es gar nicht wüßten!“ erwiderte Concettella lachend.

„Nein wirklich . . . ich weiß es nicht . . . ist die Terne herausgekommen?“

„Freilich, Signora mia, eine Nummer nach der andern ist bei der Ziehung herausgekommen, daß es eine wahre Freude war, und jetzt können Sie alle drei nebeneinander auf der Liste stehen sehen. Nun aber möchte ich um die Antwort für meine Herrin wegen der Wohnung bitten, wenn's erlaubt ist.“

„Sage Donna Luisa Jaquinangelo, daß ich nicht auf die Nummern gesetzt und daher auch nichts gewonnen habe,“ antwortete die Signora mit großer Weichheit.

„Jesus Maria!“ kreischte Concettella. „Ein solches Glück zu verscherzen! Wie ist das nur möglich, daß Sie gar nicht gespielt haben?“

„Ich habe es vergessen,“ fuhr die Signora in sanftem Tone fort.

„Vergessen? Aber wie ist es denn möglich, Nummern zu vergessen!“ rief Concettella offenherzig aus.

„Alles kommt einmal im Leben vor,“ murmelte die Signora leise vor sich hin.

„Und Tommasina ist nicht da? Hat auch sie nicht gespielt?“

„Sie ist Kaffee holen gegangen, aber wir wollen hoffen, daß das arme Ding auf die Terne gesetzt und etwas Ordentliches gewonnen habe,“ fügte die Signora sanft hinzu.

„So soll ich also sagen, daß Sie hier wohnen bleiben?

Ich fürchte nur, Donna Luisa wird jetzt, weil sie die Terne gewonnen hat, über die ganze Wohnung verfügen wollen. . . ."

„Wieviel hat sie denn gewonnen?" fragte die Signora mit einiger Anstrengung.

„Hunderttausend Lire."

„Und du?"

„Zweitausend; ich hatte nicht Geld genug, um mehr zu setzen."

„Es ist gut," sagte die Signora mit immer größerer Anstrengung. „Sage ihr, daß wenn sie die ganze Wohnung braucht, sie es mir wissen lassen soll; wir werden dann ausziehen."

„Ja wohl, Signora; aber du meine Güte, wie kann man auch Lottonummern vergessen! Ich würde sterben, wenn mir so etwas passierte." Damit verschwand Concettella hinter der Thür. Im gleichen Augenblicke blickte Katharina, welche die ganze Zeit lang bleich und zitternd auf ihrem Platz gesessen hatte, ihre Mutter an und sah diese leichenblaß und mit so entstellten Zügen dasitzen, daß sie ihr laut aufschreiend um den Hals fiel: „O Mama, Mama! . . ."

Das Haupt der Tochter an ihre Brust gepreßt, den Mund fest auf ihre Haare gedrückt, schluchzte die Mutter leise und thränenlos, aber mit so krankhaften Zuckungen ihres ganzen zarten Körpers und in so tiefer innerer Erregung, daß es schien, als wolle ihr das Herz zerspringen. Schon mehrere Male hatte Katharina versucht, ihren Kopf zu erheben, aber so oft sie sich den Armen ihrer Mutter zu entwinden strebte, schlossen diese sich nur um so fester, als könne nur das Mädchenhaupt an ihrer Brust die trostlose Mutter hindern, ihren letzten Seufzer auszuhauchen. Zweimal war bereits wieder geklopft worden. Jetzt endlich lösten sich die Arme der Mutter und ließen die Tochter frei.

„Geh und öffne die Thür," sagte die Signora, indem

sie sich mit dem Gesicht in den Schatten setzte, um das Auge der Hereinkommenden zu vermeiden.

„Entschuldigen Sie, ist Tommasina hier?" fragte Mariangela eintretend.

„Nein, sie ist Kaffee holen gegangen," antwortete Katharina teilnahmslos.

„So? Ich wollte sie nur einen Augenblick sprechen... und ihr etwas geben, denn wir reisen heute abend nach Paris, der Marquis, die Marchesa, der junge Graf und ich. Wer hätte das noch vor einer Stunde für möglich gehalten? Ja, es ist unglaublich, was man erleben kann: heute früh auf dem Versatzhaus, heute abend auf der Reise im Schlafwagen!"

„So habt auch ihr im Lotto gewonnen?" fragte die Signora aus ihrer Ecke heraus mit veränderter Stimme.

„Ja, man kann in der That sagen, daß ich es bin, die gewonnen hat, und nicht die Signora. Ich war eben im Begriff, diese Brosche da aufs Versatzhaus zu tragen, als mir Tommasina von den Lottonummern sprach, die mir dann die ganze Zeit im Kopf herumsummten, daß ich an nichts andres mehr denken konnte. Im Leihhaus ließen sie mich weiß Gott wie lange warten, denn am Samstag verpfändet ja ein jeder, was er hat, damit er ins Lotto setzen kann. Und natürlich habe ich nur wenig Geld erhalten, denn um dem großen Andrang zu genügen, zahlen sie jedem einzelnen noch weniger als sonst aus. Aber was war zu machen? Ich hatte nur halb so viel Geld beisammen, als die Marchesa brauchte, und so kam ich auf den Gedanken, auch den Pfandschein zu versetzen, für den man mir noch weitere siebzig Lire gab; so konnte ich zwanzig Lire für die Signora und zwei für mich nehmen und damit spielen. Wie die Signora die geringe Summe sah, die ich nach Hause brachte, fing sie zu weinen an, und ihr Mann, der gerade dazu kam, machte uns einen fürchterlichen Auftritt. O über diese rohen Männer! Kurz, als die Nummern ausgerufen wurden, war

gerade der junge Graf bei meiner Herrin, und sie hat ihm mit ihrem guten Herzen gleich alles gesagt. Da haben sie beschlossen, eine kleine Reise zusammen zu machen, und leider mußte man nun auch dem Marchese von der Sache sprechen, denn er ist der Herr, und ohne ihn kann man nicht reisen. Und nun entschuldigen Sie, wenn ich Sie mit meinem Geschwätz aufgehalten habe; aber ich war gekommen, um Tommasina diese hundert Lire als Geschenk zu überbringen, fünfundsiebzig von meiner Herrin und fünfundzwanzig von mir; die Arme hat sie redlich verdient. Wollen Sie sie ihr geben, wenn sie zurückkommt?"

„Ich werde sie ihr geben, sobald sie mit dem Kaffee zurückkehrt," sagte Katharina wie gedankenabwesend.

„Jetzt möchte ich nur wissen," fuhr Mariangela fort, indem sie der Thür zuschritt, „wie die Marchesa es anfangen wird, ihre Brillanten auszulösen. Wie wird sie es beginnen, ihrem Manne, dem Spitzbuben, der nun um den Gewinn weiß und alles außer den Reisekosten an sich nehmen wird, zu sagen, daß sie ihren sämtlichen Schmuck versetzt hat? Und ich möchte doch um alles in der Welt nicht binnen kurzem abermals den Weg ins Versatzhaus zu machen haben. Guten Abend, meine Damen."

„Guten Abend."

Damit kehrte Katharina an die Seite ihrer Mutter zurück, und sie blieben beide eine Zeitlang schweigend nebeneinander sitzen.

„Wie lange Tommasina fort bleibt!" murmelte die Kleine vor sich hin.

„Du möchtest den Kaffee haben, nicht wahr?" fragte ihre Mutter.

„O nein, es ist nicht wegen des Kaffees; aber warum läßt sie uns so lange warten?"

„Man wird sie unterwegs der Terne wegen aufgehalten haben."

„Ja, gewiß."

Es ward abermals geklopft.

„Das wird sie sein," sagte Katharina.

„Nein, sie hat ja den Schlüssel."

So öffnete Katharina denn zum drittenmal die Thür und sah Gelsomina Santoro, die Pförtnerin des Palazzo Ricciardi, mit einem großen Paket unter dem Arme vor sich stehen. Beim Anblick des jungen Mädchens trat sie schüchtern einen Schritt zurück.

„Entschuldigen Sie, ich wollte nur zu Tommasina," sagte sie errötend.

„Habt Ihr sie nicht gesehen?" fragte Katharina. „Sie ist vor anderthalb Stunden ausgegangen, um Kaffee zu kaufen, und seither nicht zurückgekommen."

„Nein, Fräulein, ich bin ihr nicht begegnet, sonst wäre ich nicht heraufgekommen. Sie wird vorbeigegangen sein, während ich im Laden meines Verlobten war. Jetzt heirate ich ihn," fügte sie freudestrahlend, noch immer vor der Thür stehend, hinzu.

„Dank der Terne, nicht wahr?" fragte die Signora sanft aus ihrer Ecke hervor.

„Ja, dank der Terne. Und dabei wollte der alte, lahme Domenico, der Stiefelputzer, Federico und mir um jeden Preis von den Nummern abreden! Aber die Nummern haben ihm eben den Kopf verdreht. Vielleicht sind es auch die fünf Soldi gewesen, die mir mein Vetter Peppino Ascione geliehen hat, denn Peppino malt Heilige und ist selber ein halber Heiliger. Er geht jetzt seiner Gesundheit wegen nach Pugliano, und wir heiraten uns. Wissen Sie auch, daß man Federico und mir auf der Lottobank das Geld nicht geben wollte? Sie hätten zu viele Gewinne auszuzahlen gehabt, sagten sie. Ihre Kasse sei leer und wir sollten Montag wiederkommen. Was liegt daran! Wir können am Montag wiederkommen, die Regierung läuft uns nicht davon. Aber wo kann denn Tommasina sein?"

„Ja, wo kann sie sein?“ wiederholte Katharina, und nachdem Gelsomina ihr Paket auf einen Stuhl neben der Thür gelegt hatte, fragte sie: „Worum handelt es sich?“

„Es ist die gehäkelte Bettdecke, die ich für Nannina, die Gemüsehändlerin, die bald heiraten will, machen sollte. Jetzt mag sie sich selbst eine häkeln, wenn sie Lust hat, ich muß mir meine eigne machen. Aber Tommasina, die ja nun bald ein Kind bekommt, wird sich darüber freuen. Und dann hatte ich eben heute nichts andres, weil die Bank das Geld erst am Montag auszahlt. Sagen Sie ihr, ich hätte nichts andres gehabt, und es sei nur, um ihr den guten Willen zu zeigen, nichts weiter. Guten Abend, meine Damen!“

„Guten Abend!“

Aber unten auf der Treppe hörte man zischeln und reden. Katharina, die ungeduldig auf die Magd wartete, näherte sich dem Geländer und erblickte den buckligen Richter Scognamiglio, mit seiner ganzen Töchterschar zum Spaziergang gerüstet. Sie standen dem lahmen Domenico gegenüber, der eben heraufgekommen war.

„Nun, habt Ihr gewonnen?“ fragte ihn der Richter Scognamiglio in scherzendem Tone, er, der sonst niemals scherzte. „Wieviel habt Ihr gewonnen?“

„Nichts, Eccellenza, gar nichts; ich gehe nicht von meinen Grundsätzen ab, ich bleibe bei dem, was die weisen, von Gott erleuchteten Männer sagen.“

„Aber die Terne hat dennoch gewonnen,“ entgegnete lachend der Richter Scognamiglio, der sonst nie lachte.

„Zufall, Eccellenza, Zufall!“ antwortete der Lahme gelassen, indem er die ganze häßliche Familie an sich vorüber die Treppe hinuntersteigen ließ und seinen Weg nach dem dritten Stock fortsetzte.

„Ich wollte zu Tommasina,“ redete der alte Domenico Katharina an.

„Wir warten schon lange auf sie,“ sagte diese in verzweiflungsvollem Tone. „Sie wird gegangen sein, ihren Gewinn auszulösen.“

„Ich glaube nicht, daß sie gespielt hat,“ versetzte der Lahme geheimnisvoll.

„Warum?“

„Weil diejenigen, welche die Nummern so gründlich kennen, von Gott erleuchtet sind, und solche Menschen spielen nicht.“

„Die Lottonummern kamen von meiner Mama,“ murmelte das junge Mädchen in ihrer Unschuld.

„Und sie hat sicher nicht darauf gesetzt,“ erwiderte der Lahme triumphierend. „Ihre Mutter ist ein guter Geist und dazu bestimmt, andern Gutes zu thun. Sagen Sie ihr, sie möge sich nächsten Samstag des alten Domenico erinnern. Auch ich bin arm und fromm.“

Ziemlich niedergeschlagen kehrte Katharina in die Wohnung zurück, während der Lahme die Treppe hinunterhumpelte.

„Wie viele werden gewonnen haben!“ murmelte die Signora wie in Gedanken vor sich hin.

„Alle, alle haben gewonnen!“ entgegnete ihre Tochter in voller Verzweiflung.

Dann schwiegen sie. Draußen dunkelte es bereits, aber auf den Treppen des Hauses hörte man noch immer die Thüren öffnen und schließen, und unten auf dem Platze tönte fort und fort das bunte Gewirr der Stimmen in den beginnenden heiteren Frühlingsabend hinein. Nur in der kleinen Wohnung im dritten Stocke herrschte tiefes Schweigen. Stumm und teilnahmslos saßen Mutter und Tochter nebeneinander, und die weiße, zarte Hand der Signora fuhr liebkosend über Katharinas vollen Scheitel hin.

„Mama, es ist dunkel,“ sagte diese endlich; „wollen wir nicht die Lampe anzünden?“

Sie gingen zusammen in die Küche, steckten die kleine

Petroleumlampe an und trugen sie ins Zimmer. Dann nahm die Signora ruhig die schmutzigen Teller von dem nur zur Hälfte abgedeckten Tisch, faltete das Tischtuch zusammen und trug alles miteinander in die Küche. Hell brannte die Lampe inmitten des runden marmornen Tisches.

„Hast du keine Schularbeiten zu machen?" fragte die Mutter, indem sie sich auf den genuesischen Diwan niederließ.

„Morgen ist ja Sonntag."

„Ja, richtig, es ist Sonntag!" wiederholte die Signora mechanisch.

Hierauf abermals tiefes Schweigen. Indessen kam von der Treppe her ein leises Geräusch, wie ein fernes undeutliches Gemurmel, auf das anfänglich keine der Frauen achtete, da jede in ihre eignen Gedanken versunken war. Jetzt aber drehte sich ein Schlüssel im Schlüsselloch.

„Ah, Tommasina kommt!" rief das junge Mädchen.

Es war aber nicht Tommasina, sondern Francesco der Schutzmann, der in tadelloser Haltung, eine weiße Tüte in der Hand, hereintrat. Er pflanzte sich in einiger Entfernung auf, nahm seine Mütze ab, zog die Uniform und den Gürtel zurecht und sagte dann in würdevollem Tone: „Ich wünsche den Damen einen guten Abend."

„Guten Abend, Francesco! Was ist es mit Tommasina?" fragte die Signora ruhig, während ihre Tochter ihn sprachlos vor Staunen anstarrte.

„Ich werde Ihnen sogleich alles berichten. Nachdem ich mittags hier einen Bissen gegessen hatte — denn was uns die Regierung gibt, ist ein wahres Schweinefutter — begab ich mich auf meinen Dienstposten vor San Carlo. Von dort bemerke ich plötzlich eine Ansammlung von Menschen an der Ecke bei den Bronzepferden und höre jemand schreien. Wie es unsre Pflicht gebietet (denn sobald eine Zusammenrottung auf der Straße stattfindet, müssen wir nachsehen), laufe ich sogleich mit meinem Nebenmann Garaguso zur Stelle. Was

sehe ich da, Signora mia! Meine Frau in den Wehen auf dem Boden liegend. Ich darf das schon vor dem Fräulein sagen, denn es ist ja nichts Unnatürliches. Tommasina schrie und zeterte wie eine arme Seele im Fegefeuer. Sie hatte unterwegs, nachdem sie, wie es ihre Pflicht war, für drei Soldi Kaffee gekauft, von der Terne gehört, und war ganz erschüttert von der Freudenbotschaft nach San Carlo zugelaufen, um mich zu benachrichtigen. So hatten sie, teils infolge der Aufregung, teils durch das Laufen, und dann weil eben ihr Stündlein kommen sollte, die Wehen überrascht. Kurz, mitten unter Schreien und Weinen hat sie mir alles erzählt. Ich habe sie in ein Wägelchen gepackt, das ich holen ließ, und dann auf meinen Armen die Treppe hinaufgetragen; es war nur gut, daß ich, da es sich um eine Frau in den Wehen handelte, meinen Posten verlassen konnte."

„Ihr habt sie also nach Hause gebracht?"

„Ich bitte um Verzeihung. Wer hätte ihr bei uns zu Hause denn beistehen sollen? Ich muß meines Amtes walten, und der Himmel weiß, welche Verantwortung auf unsereinem lastet! Ich habe sie ins Hospital gebracht . . ."

„Oh, die arme Tommasina!" rief Katharina aus.

„. . . in die bezahlte Abteilung! Dort findet sie Aerzte, Wundärzte, Hebammen und Fleischbrühe, und auch die erste Kinderwäsche für den Buben, wenn er zur Welt kommt. Die Herrschaften machen sich eine falsche Vorstellung vom Spital, sie ist durchaus nicht widerwillig hingegangen, nur geplärrt hat sie. Aber das thun ja alle Frauenzimmer. Es wird ihr nichts abgehen. Das Geld für die Terne haben wir zwar noch nicht erhalten, aber Montag bekommen wir's."

„Wieviel hat sie gewonnen?" fragte die Signora voller Teilnahme.

„Wenig," erwiderte jener mit verächtlichem Aufwerfen der Lippen. „Eintausendfünfhundert Lire; sie hat ja nur

sechs Soldi gesetzt. Ja, meine Damen, die Frau bleibt eben immer Frau. Würde sie, nachdem sie die Nummern gefunden hatte, zu mir gekommen sein und mir alles erzählt haben, dann hätten wir nach Männerart etwas Rechtes miteinander ausmachen können; so aber ist es eben ein reines Kinderspiel. Was wollen tausendfünfhundert Lire sagen? Damit muß ich nach wie vor in meiner Stellung bleiben; mit einer solchen Summe kann man ja nichts Gescheites anfangen. Und für was hat Tommasina denn ihr Geld verbraucht? Ja, da ist nichts zu machen; die Frau bleibt eben immer Frau."

„Und wie geht es ihr jetzt?" fragte die Signora weiter in mitleidsvollem Tone.

„Nun, besonders gut geht es ihr gerade nicht. Sie ist eben schwach, und es ist das erste Kind. Sie ist schlimm daran. Aber sie ist in guten Händen. Uebrigens hat sie bei all ihrem Schreien noch so viel Gedanken gehabt, mir den Kaffee einzuhändigen, den ich, wie sie mir aufgetragen, hier mit dem Schlüssel bringe. Dann hat sie mir noch gesagt, sie freue sich so sehr, daß ihre Herrin nun in andre Verhältnisse komme, und wenn sie gleichwohl wisse, daß sie in Zukunft nicht mehr würdig sei, Sie zu bedienen, so lasse sie doch bitten, Sie möchten freundlich an Sie denken und auch heute nacht für sie beten, denn es sei ihr so arg schlecht. Was wollen Sie, meine Damen, wenn die Frauenzimmer in solchen Umständen sind, meinen sie halt immer, sie müßten sterben. Wenn sie also auch weiß, daß sie nicht wieder bei Ihnen dienen darf, denn die Signora wird natürlich andre Pläne haben, läßt sie doch bitten, Sie möchten sie in freundlichem Andenken behalten."

Katharina war im Begriff, herauszuschreien, daß sich bei ihnen nichts geändert habe und sie die Tommasina immer gleich lieb hätten, als ihre Mutter ihr durch eine rasche Gebärde Schweigen gebot und ihrerseits sagte: „Es ist gut,

Francesco. Sagt ihr, sie solle sich nicht aufregen, und wir würden sie immer gleich lieb behalten, wie es uns auch gehen möge. Wann geht Ihr wieder zu ihr?"

„Heute abend, nicht wahr?" fragte Katharina.

„Der Dienst läßt es nicht zu; im Dienst darf man sich nichts vergeben. Aber hoffentlich morgen."

„Die Aermste! Wir wollen es für sie hoffen. Nehmt diese hundert Lire für sie mit, die ihr die Marchesa di Casamarte schickt, und diese gehäkelte Decke von Gelsomina Santoro; sie wird sich darüber freuen. Ich selbst ... kann noch nichts für sie thun ..." fügte sie zögernd hinzu, indem sie sich abwandte.

„Das hat nichts zu sagen," versetzte Francesco mit einer Gebärde, die Würde und Uneigennützigkeit ausdrücken sollte, „das hat ja später Zeit."

„Ich werde im Spital nach ihr sehen."

„Und hier ist der Kaffee," schloß Francesco seine Rede, indem er die kleine Papiertüte auf den Tisch schob. „Ich wünsche der Herrschaft einen guten Abend."

Damit warf er sich in die Brust, setzte vorsichtig seine Mütze auf und verließ mit dem Hundertlireschein und der Decke die Stube.

So waren jetzt die beiden Frauen mutterseelenallein in ihrer kleinen Wohnung. Und während Katharina regungslos an ihrem Platze stand und dem Gedanken nachhing, daß sie nun ohne einen Soldo und ohne Magd allein in diesem Hause seien, das sie vielleicht auch bald verlassen mußten, saß ihre Mutter, die weißen Hände über den Knieen gefaltet, mit halbgeschlossenen Augen da, als wolle sie schlafen.

„Mutter, Mutter!" rief jetzt das junge Mädchen, indem es sich neben ihr niederließ.

„Was ist dir, Kleine?"

„Du mußt mir etwas sagen."

„Was?"

„Hast du es wirklich vergessen, auf die Nummern zu setzen?"

„... Vergessen," wiederholte die Mutter mit schwacher Stimme.

„Mama, du hast noch niemals eine Unwahrheit gesagt. Sag mir die Wahrheit, Mama, hast du es vergessen, oder hattest du kein Geld?"

„Ich hatte kein Geld."

„Wie, du hattest kein Geld? Hast du mir nicht eine Lira für meine Zeichenkartons gegeben, als ich dich darum bat? Du hattest nur noch die eine Lira, Mama, nicht wahr? Du hattest nichts mehr, als das, und hast es mir gegeben?"

Kein Wort kam über die Lippen der Mutter, die starr und regungslos dasaß. Die Tochter aber fiel mit ausgebreiteten Armen wie leblos zu ihren Füßen nieder und rief, ihr Haupt verzweifelt im mütterlichen Schoße bergend: „Mama, vergib mir, o Mama, vergib!"

Und die Mutter antwortete mit schwacher Stimme: „Mein armes gutes Kind! ..."

Ende.

Aus diesem humoristischen Buch geben wir die nachstehende Probe:

XXXVI.

Amerikanische Dienstboten. — Zur Disposition stehende Herzoginnen. — Mißverstandene Gleichheit. — Feigheit der Männer. — Die Dame mit dem Federbesen. — Mr. Vanderbilts Koch. — Die Neger. — Pompejus' Hochzeit. — Wo ist mein Frack? — Diese Damen spielen Klavier. — Die Karikaturen des Charivari bleiben hinter der Wirklichkeit zurück. — Eine Dame wünscht sich mit Geschirraufwaschen zu beschäftigen. — Weshalb man gut thut, sich mit Dienstmädchen, welche gekündigt haben, freundlich zu stellen.

Die amerikanischen Dienstboten sehen genau aus wie kalt gestellte Edelleute und zur Disposition stehende Herzoginnen.

Richtet man an einen Bedienten eine Frage, so sieht er einen, ehe er Antwort gibt, von oben bis unten wegwerfend an und scheint damit sagen zu wollen: „Wer sind Sie denn? Passen Sie gefälligst auf, in welcher Weise Sie zu mir sprechen. Wir sind ein freies Volk, mein Herr; hier herrscht Gleichheit und ich bin genau so viel wert wie Sie.“

Natürlich hätte man große Lust zu erwidern: „Ich preise Sie glücklich, in einem freien Lande zu leben, da aber hier alle

gleich sind und ich höflich gegen Sie bin, weshalb, zum Kuckuck, sind Sie es nicht auch gegen mich?"

Dem Kerl gebricht es entschieden an Logik.

Der Ausdruck der Dienstmädchen ist wieder ein andrer; Verachtung und Widerwillen stehen ihr auf dem Gesicht geschrieben.

„O Gott", scheint sie zu seufzen, „was für erbärmliche Tropfen die Männer doch sein müssen, um uns Frauen arbeiten zu lassen! Elendes Gelichter!"

Während sie bedient, zieht sie die Augenbrauen in die Höhe, und ehe sie das Zimmer verläßt, fliegt ein verstohlener, rache-glühender Blick zu dem Tyrannen herüber. In den Gasthöfen der kleinen Städte, wo bei Tisch weibliche Bedienung ist, kann man diese Erscheinung eingehend studieren.

Welch mühevollen Arbeiten das amerikanische Dienstmädchen sich unterzieht, davon macht man sich keinen richtigen Begriff, ehe man sie, den Federbesen in der Hand, einen Salon oder ein Speisezimmer reinmachen gesehen.

Man brennt in Amerika ausschließlich Anthracitkohlen, welche vortrefflich sind, große Wärme erzeugen und lange vorhalten, aber in einem einzigen Tage Möbel und Gardinen mit einer zolldicken Schicht weißlichen Staubes überziehen.

Wenn ich sah, wie das Zimmermädchen morgens die Vorhänge schüttelte und das ganze Zimmer in undurchdringliche Staubwolken hüllte, mußte ich mich gewaltsam zusammennehmen, ihr nicht zuzurufen: „Aber, Beste, wozu sich diese Mühe geben? Lassen Sie doch den Staub in Ruhe, er ist da, wo er liegt, am besten aufgehoben."

Dank dem Federbesen war mein Wohnzimmer stets im Handumdrehen „gemacht", aber ehe ich mich hineinwagen konnte, mußte ich immer abwarten, daß sich der Staub gesetzt hatte.

Für das Studium der Sitten und Gewohnheiten eines Landes sind dessen Witzblätter ein herrliches Hilfsmittel, denn die lachend vorgetragene Wahrheit ist fast immer die wahre.

Ich blättre im „Puck" und stoße auf folgenden launigen Einfall:

Sarah bringt den Salon in Ordnung. Die gnädige Frau kommt herein und glaubt in dem Staub, der nach allen Richtungen umherfliegt, ersticken zu müssen.

„Aber, Sarah, was machen Sie denn?"

„Ich stäube, gnädige Frau."

„Das sehe ich. Bitte, daß Sie sofort abstäuben."

Der Dienstbotenlohn beträgt tausend bis fünfzehnhundert Franken im Jahr, wohlverstanden in guten bürgerlichen Häusern

und nicht bei Börsengrößen. Mr. Vanderbilt bezahlt seinem Koch fünfzigtausend Franken — ich gebe diese Ziffer in Buchstaben, damit niemand den Setzer im Verdacht habe, eine Null hinzuerfunden zu haben.

Trotz dieser fabelhaften Löhne haben die amerikanischen Familien solche Not, brauchbare Dienstboten zu bekommen, daß sie häufig ihre Zuflucht zum Gasthaus und zu möblierten Zimmern nehmen, weil sie aus ihrem eigenen Haus sozusagen verjagt sind, oder aber sie entschließen sich, Neger zu nehmen, welche die einzigen einigermaßen höflichen Dienstboten abgeben und wenigstens von Zeit zu Zeit ein freundliches Gesicht zeigen. Uebrigens ist man mit Negern gut bedient; sie haben ein nennenswertes Talent, nicht verlorene Dinge zu finden, und wissen die Eintönigkeit des Daseins dadurch zu beleben, daß sie des öftern in Abwesenheit der Herrschaft eine Mummerei in deren Kleidern ausführen.

Ein mir bekannter Amerikaner war zu Tisch eingeladen. Er will sich ankleiden und macht seinen Schrank auf, um seinen Frack herauszunehmen. Kein Frack da. Er ahnt, was geschehen ist, geht in das Zimmer seines Negers hinauf und findet dort Frack und Weste. Er klingelt den Missethäter herbei.

„Pompejus," sagt er, „ich habe meinen Frack und meine schwarze Weste in deinem Zimmer gefunden. Wie kommt das?"

„Ich habe vergessen, sie wieder an ihren Platz zu bringen, Massa!"

„Du hast sie getragen, Schlingel?"

„Ja, Massa."

„Und wozu, wenn ich bitten darf?"

„Massa, ich habe mich gestern verheiratet," spricht der ehrliche Pompejus und grinst von einem Ohr zum andern.

In Amerika läßt die Wirklichkeit alle Karikaturen des „Charivari", „Punch" und anderer europäischer Witzblätter weit hinter sich.

Was ich hier gebe, sind keine Witze, sondern Thatsachen.

Ein Dienstmädchen nimmt die Stelle nicht an, wenn sie in ihrem Zimmer kein Pianino oder Harmonium hat.

Eine andre besteht darauf, ein zusammenlegbares Bett*) zu haben, das tagsüber zurückgeschlagen wird. Sie gibt dabei zu verstehen, daß es ganz und gar unpassend wäre, „Herren" in einem Zimmer zu empfangen, wo das Lager, auf dem nächtlich ihre Reize ruhen, sichtbar ist.

---

*) Dieselben sind in Amerika sehr viel im Gebrauch und bei beschränktem Wohnraum empfehlenswert.

Ich kenne eine Dame, der eines schönen Tages die Geduld ausging und die zu ihrer Jungfer sagte: „Ich verlange, daß meine Dienstboten dies und das thun!“

„Ihre — was?“ schrie die entrüstete Dienerin. „Ich will Ihnen sagen, was ich von Ihnen denke — Sie sind ja gar keine Dame!“

Daß die amerikanischen Dienstboten an Luxus der Kleidung mit ihren Damen wetteifern, versteht sich von selbst und ist eine alte Geschichte. Natürlich sind ihre Diamanten falsch, aber es gibt so viele Amerikanerinnen, die sich, ohne Dienstmädchen zu sein, mit unechtem Schmuck behängen, daß es sehr schwierig ist, eine Millionärsfrau und eine Stallmagd an ihren Diamanten zu unterscheiden.

Hier zwei Anzeigen, die ich einer Zeitung aus Indianopolis entnehme:

„Eine Dame wünscht sich in einem guten Haus mit Geschirraufwaschen zu beschäftigen. Auskunft erteilt die Expedition der „Schildwache“.

„Eine Dame (Weiße) wäscht in und außer dem Hause.“ (Folgt die Wohnungsangabe.)

Weiter kann es die Demokratie nicht bringen. Das ist ihr letztes Wort.

„Ich bin immer sehr freundlich gegen die Dienstmädchen, die mein Haus verlassen,“ sagte mir einmal eine geistreiche Dame aus Boston, die in meinen Augen nur den Fehler hat, die demokratischen Einrichtungen Amerikas nicht gebührend zu bewundern.

Mir schwante sofort, daß es sich um einen Spott auf die größte Republik der Welt handle.

„Weshalb?“ fragte ich.

„Weil die meisten ihre Stelle kündigen, um irgend einen Viehhändler im Westen zu heiraten, und weil sie möglicherweise, wenn ihre Männer Senatoren werden, in Washington ein Haus machen und mir von Nutzen sein werden.“

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Ein frisches, gesundes Leben durchpulst das fesselnde Zeitbild, das Baron von Roberts in diesem seinem neuesten und wohl bedeutendsten Roman vor uns entrollt, dessen Ernst er durch keck aufgesetzte humoristische Lichter mit Glück zu mildern versteht.

Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzer" hat in der Wahl seines Stoffes bei diesem Roman einen besonders glücklichen Griff gethan; daß die Durchführung meisterhaft ist, versteht sich bei Ohnet von selbst.

Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Ein in seiner schlichten Wahrheit unendlich rührendes, tief ergreifendes Lebensbild, in dem die poetische Naturanschauung Theuriets sich glänzend offenbart.

Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Hamilton Aïdés Buch führt den Leser abseits von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Romanlitteratur. Ein Duft von bon ton und höfischer Sitte der guten alten Zeit verleihen dieser geistvollen, an dramatischen Vorfällen reichen Geschichte einen eigenen Reiz.

Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Als Helden dieser Geschichte läßt Daudet den wunderlichen Tartarin aus Tarascon noch einmal auftreten, in dem er bekanntlich einen köstlichen humoristischen Typus geschaffen hat, jene unvergleichliche Verkörperung der Schwächen der Südfranzosen, ja des französischen Volkes überhaupt.

Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus dem Englischen.
Eine flott und sehr unterhaltend geschriebene Erzählung, in der sich Stoff, Schauplatz und Charaktere zu einem wohlgelungenen, ansprechenden Ganzen vereinigen.

Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Mit schonungsloser Schärfe und Wahrheit zeichnet der geistvolle Verfasser in diesem Roman ein Bild der modernen russischen Gesellschaft, aus dem die handelnden Personen ungemein plastisch herausgearbeitet sind.

Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Norris, bekanntlich einer der liebenswürdigsten Vertreter der englischen Romanlitteratur, erzählt hier in seiner behaglichen, von gereiftem Können zeugenden Weise eine fesselnde Geschichte, die bei allen Freunden feinerer Darstellungskunst Anklang finden wird.

Die kühle Blonde. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
An einen Roman von Ernst von Wolzogen tritt man mit hochgespannten Erwartungen heran. Durch „Die kühle Blonde", ein Sittenbild von packender Wahrheit und tiefer Innerlichkeit, werden sie nicht nur nicht getäuscht, sondern übertroffen.

Mein Pfarrer und mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.
Ein durch köstliche naive Frische und neckischen Humor wirklich herzerfreuendes Buch für jung und alt.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Turmhoch über dem Mittelmaß unsrer Tageslitteratur stehen die Werke von Richard Voß, der sich auch in den vorliegenden Erzählungen als ein echter Dichter von wunderbarer Gestaltungskraft erweist.

Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der beliebte Erzähler weiß auch in dem vorliegenden Roman den Leser durch eine reichgegliederte Handlung und tiefe seelische Konflikte zu fesseln.

Noras Roman. Von Emil Peschkau.
Der wohl aufgebauten erschütternden Handlung dieses Romans verleiht das Hereinwirken der sozialen Gärung unsrer Tage ein ausgesprochenes Zeitgepräge und damit ein erhöhtes Interesse.

Auf Vorposten und andere Geschichten. Von F. de Renzis. Aus d. Italien.
Keck und flott erzählte Novelletten im Plauderton, die sich durch echt künstlerische knappe Darstellung und wohlgetroffenes Lokalkolorit auszeichnen.

Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bde.
Es berührt förmlich wohlthuend, heutzutage einem Roman zu begegnen, dessen Held, ohne ein „Romanheld" zu sein, durch echte Ritterlichkeit und charaktervolle Tüchtigkeit die Sympathie des Lesers gewinnt.

Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus d. Engl.
Die fein beobachtete Erzählung aus dem englischen Garnisonsleben beweist, daß bei aller Verschiedenheit der Heeresorganisation der Humor jenseits wie diesseits des Kanals im Dienst nicht zu kurz kommt.

Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Nur ein wahrer Künstler kann mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung hervorbringen, wie es Theuriet in dieser gemütvollen, schlichten Geschichte gelungen ist.

Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit unerbittlicher Logik schildert Delpit in diesem erschütternden Seelengemälde die entsetzlichen Folgen der trostlosen Lehre, die den brutalen Kampf ums Dasein zur Triebfeder aller menschlichen Handlungen machen will.

Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Der Grundton dieses an die antiken Schicksalstragödien gemahnenden Romans wäre fast zu düster, wenn nicht der gemütvolle Erzähler die Herbheit seines Stoffes durch liebenswürdige Behandlung zu mildern wüßte.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bde.
Wer sich an einem kerngesunden, herzerfreuenden Buche ergötzen will, der lese diesen mit Herz und Humor geschriebenen Roman, der auch dem Griesgrämigsten ein Lachen, dem Verhärtetsten eine Thräne abgewinnen wird.

Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von **Julien Gordon.** Aus dem Englischen.
Herzenskenntnis, geistreiche Beobachtung der Gesellschaft und echt künstlerische Darstellung zeichnen diese Novellen eines jungen amerikanischen Talentes in solchem Maße aus, daß wir stolz darauf sind, sie in die deutsche Litteratur einzuführen.

Künstlerehre. Von **Octave Feuillet.** Aus dem Französischen.
Mit jugendlicher Frische hat der greise Dichter kurz vor seinem Tode diesen durch eine reichgegliederte, spannende Handlung ausgezeichneten Roman geschrieben, der sich getrost mit seinen besten Werken messen kann.

In frischem Wasser. Von **Helene Böhlau.** 2 Bände.
Ob uns die begabte Erzählerin in die Häuslichkeit eines deutschen Künstlers führt, oder uns die Wunderwelt des Orients vor Augen zaubert, immer erweist sie sich als eine feine Beobachterin von origineller Auffassung der Menschen und Dinge, die sie mit frischsprudelnder Lebendigkeit zu schildern weiß.

Die geprellten Verschwörer. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen.
Der beliebte Verfasser übertrifft in dieser lustigen Geschichte alle seine früheren Schöpfungen sowohl durch die ihr zu Grunde liegende glückliche Idee, als auch durch die prächtige Durchführung.

Daphne. Nach A Diplomat's Diary von **Julien Gordon** deutsch bearbeitet von **Friedrich Spielhagen.**
Ein Roman von Julien Gordon in Spielhagens Bearbeitung! Das ist ein seltener Leckerbissen, für den uns der Leser Dank wissen wird.

Ein Genie der That. Von **Ernst Remin.** 2 Bände.
Die charakteristischen Züge der modernen Berliner Gesellschaft treten in Remins trefflichem Sittenbild um so schärfer hervor, als sie mit geschicktem Griff den Anschauungen eines entschwindenden, andersdenkenden Geschlechts gegenübergestellt sind.

Mischa. Von **Marguerite Poradowska.** Aus dem Französischen.
Wenn so viele Romane unsrer Zeit sich im fadenscheinigen Gewand abgelebter Blasiertheit gefallen, so ist es doppelt wohlthuend, wieder einmal einer anspruchslosen Geschichte zu begegnen, die, auf dem Boden eines urwüchsigen Volkstums fußend, sich rotbackiger Gesundheit und herzhafter Lebensfreude nicht schämt.

Der Thronfolger. Von **Ernst von Wolzogen.** 2 Bände.
Das Leben am Hofe eines deutschen Kleinstaats nach seiner ernsten sowohl als seiner heiteren Seite ist wohl kaum je so vorzüglich geschildert worden, als in diesem farbenfrischen Roman, mit dem von Wolzogen den Cyklus seiner Adelsromane aufs glücklichste abschließt.

Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von **Marchesa Colombi.** Aus dem Italienischen.
Wärme und Innigkeit des Gefühls, sowie scharfe Beobachtung des italienischen Volkes und seiner Gebräuche zeichnen diese schlichten Erzählungen, die niemand ohne Rührung und Teilnahme lesen wird, aufs vorteilhafteste aus.

Eine Künstlerin. Von **Jeanne Mairet.** Aus dem Französischen.
Mit dieser reizvollen psychologischen Studie führt sich die Verfasserin, in der der französischen Romanlitteratur ein bedeutendes, äußerst sympathisches Talent erstanden ist, aufs vorteilhafteste ein.

Miß Niemand. Von **A. C. Gunter.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die frische, über jedes Hindernis keck hinwegsetzende, durch keine Schultradition eingeengte Erzählungskunst des geist- und phantasievollen Amerikaners feiert in dieser spannenden, an dramatischer Handlung überreichen Geschichte einen neuen Triumph.

Marienkind. Von **Paul Heyse.**
Der 200. Band unsrer Sammlung! Um diesem den Charakter eines Jubelbandes zu verleihen, haben wir dafür die vorliegende überaus anmutige Geschichte von Paul Heyse, dem noch immer unerreicht dastehenden Altmeister der Novelle, auserlesen.

Schwarzwaldgeschichten. Von **Hermine Villinger.**
Wie ein edler Wein im Geschmack den Boden erkennen läßt, worauf er gewachsen ist, so entströmt diesen gemütvollen, sinnigen Geschichten gleichsam etwas von dem frischen Tannenduft ihrer Gebirgsheimat.

Jack. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen. 3 Bände.
Das alte, ewigwahre Wort von den Sünden der Väter, die sich an den Kindern heimsuchen, hat wohl nie eine ergreifendere Anwendung gefunden, als in dieser berühmten Schöpfung Daudets, einem Meisterwerk realistischer Kunst, das noch lange bestehen wird, wenn das meiste von dem, was sich heute für alleingültig ausgibt, in alle Winde zerstoben sein wird.

Der schwarze Koffer. Aus dem Englischen.
Wenn auch der Verfasser dieser spannenden, ungemein lebendig erzählten Kriminalgeschichte nicht mit seinem Namen hervortreten will, so dürfen wir doch verraten, daß er ein wohlbekannter und allgemein beliebter Erzähler ist.

Der Affenmaler. Von **Jeanne Mairet.** Aus dem Französischen.
Dem überaus beifällig aufgenommenen Roman „Eine Künstlerin" derselben Verfasserin lassen wir hiermit einen Band allerliebster Novellen folgen, die zum Vollendetsten auf diesem Gebiete gehören.

Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Romane lassen sich im allgemeinen in zwei Klassen einteilen: solche, die durch ungewöhnliche, abenteuerliche Vorfälle, durch eine spannende Handlung fesseln, und solche, deren Reiz auf der Schilderung seelischer Vorgänge und der Darstellung von Charakteren beruht. In „Schwer geprüft" ist beides aufs glücklichste vereinigt.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Hasses. Von Georges Ohnet. Aus d. Franz. 2 Bände.

Der Verfasser des „Hüttenbesitzers" hat in diesem ganz vorzüglichen Roman sich selbst übertroffen. Mehr als je zuvor ist es ihm geglückt, den Leser zu rühren und durch eine dramatische Handlung zu fesseln, die von der ersten bis zur letzten Zeile an Spannung zunimmt.

Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl.

„Eine Geschichte, über der man Essen und Schlafen vergißt," sagt eine amerikanische Zeitung über dieses originelle Buch.

Sein Genius. Von Claus Zehren.

Am Faden einer rasch fortschreitenden, reich bewegten Handlung wird in dieser anmutigen, poetischen Künstlergeschichte der läuternde Einfluß edler Weiblichkeit auf das Streben und die Entwickelung eines jungen Malers geschildert.

Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Kunst lebendiger Schilderung von Ort und Menschen, wie die Fähigkeit, junge und alte Herzen zu rühren, stehen der Verfasserin von „Ein Zugvogel" so voll zu Gebote, wie in ihren früheren Arbeiten.

Violette Merian. Von Augustin Filon. Aus dem Französischen.

Violette Merian ist eines der lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann, und ihre rührende Geschichte wird uns so graziös und gemütvoll erzählt, daß sie jedem Liebhaber guter französischer Litteratur aufs allerwärmste zu empfehlen ist.

Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay.

Ein Buch von wahrhaft poetischem Zauber.

Ein puritanischer Heide. Von Julien Gordon. 2 Bände.

Mit diesem Roman tritt Julien Gordon den tüchtigsten unter allen Schriftstellern ebenbürtig an die Seite, weil er tiefe Einsicht in Welt und Menschen mit künstlerischer Gestaltungskraft verbindet.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf feines, extra starkes Papier gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von M. 2.— **für den einfachen** und M. 3.— **für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.